

BILANZ BIS KRIEGSAUSBRUCH (SEPTEMBER 1939)

I. Status quo trotz Satzungsänderungen

Der institutionelle Status des „Ahnenerbes“ änderte sich bis Kriegsbeginn nur geringfügig. Langsam aber stetig wuchs der Verein in das Organisationsgeflecht der Schutzstaffel hinein, ohne die schon seit langem erhoffte Stufe der völligen Integration jedoch zu erreichen. Seit Anfang 1939 wurde das „Ahnenerbe“ offen als eine Dienststelle der Schutzstaffel geführt¹. Der äußere Charakter einer Dienststelle der SS wurde durch das „Diensttagebuch“ noch betont, das, in der Schutzstaffel schon längst obligatorisch, nun auch im „Ahnenerbe“ zur Bedingung gemacht wurde².

Im Dezember 1938 hatte Himmler verfügt, daß alle Angelegenheiten, die Bruno Galke noch wahrgenommen hatte, künftig auf den Verwaltungschef der SS (Pohl) übergehen sollten³. Damit hatte der Reichsführer aber lediglich einen schon bestehenden Zustand sanktioniert; denn Galke wirkte ja seit Sommer 1937 praktisch nur noch innerhalb der „Ahnenerbe“-Stiftung, als deren Vorstand er weiterhin Pohl verantwortlich war⁴. Revisionsmäßig war das „Ahnenerbe“ als Dienststelle der SS nach April 1939 dem gerade zum Hauptamt „Verwaltung und Wirtschaft“ aufgewerteten Amt des SS-Verwaltungschefs⁵ ganz gleichgeschaltet: während 1937 noch ein privater Wirtschaftsprüfer die Bücher des Vereins eingesehen hatte, versah 1939 ein Fachmann des V- und W-Hauptamtes diese Aufgabe⁶.

Noch immer aber fungierte das „Ahnenerbe“ als Dienststelle zweiter Klasse. Es erhielt keinen festen SS-Etat, wie andere Dienststellen der Schutzstaffel, und keine regelmäßige Unterstützung von Partei und Staat. Wie bisher mußte es sich wirtschaftlich selbst tragen, was in Anbetracht der sich ständig vergrößernden Aufgaben und der eigenwilligen Finanzpolitik der „Ahnenerbe“-Stiftung unter Galke⁷ nicht einfach war. Immerhin, im Haushaltsjahr 1938/39 trug die Stiftung bei weitem das meiste zum Betriebsetat des Vereins bei (664 000 RM), während der Anteil der Deutschen Forschungsgemeinschaft „aus haushaltsrechtlichen Gründen“ auf 11 600 RM gesunken war und die SS lediglich 16 500 RM beisteuerte⁸. Dazu kam die unterschiedliche SS-Einstufung der „Ahnenerbe“-Angestellten. Nach Möglichkeit wurden neue wissenschaftliche und technische Mitarbeiter in die Allgemeine SS überstellt⁹, zumeist aber nur als „Ehrenführer“, das bedeutete nach 1936: als „Führer im Persönlichen Stab, RFSS“¹⁰. Als solche besaßen sie weder dieselben Rechte noch Pflichten wie die haupt- und nebenamtlichen Mitglieder der Allgemeinen SS¹¹; so erhielten sie beispielsweise auch keinen SS-Sold, sondern private Forschungsbeihilfen oder Zivilehälter¹². 1939 gehörten im „Ahnenerbe“ nur Reichsgeschäftsführer Sievers und wenige subalterne Verwaltungsspezialisten der SS hauptberuflich an.

Maßgeblicher als die SS-Einstufung der „Ahnenerbe“-Wissenschaftler war 1939 immer noch ihre zivilrechtliche Klassifizierung: laut der neuen (und endgültigen) Satzung vom 1. Januar waren sie „Tätige Mitglieder“ des Vereins, die sich von den „Teilnehmenden“, d. h. zahlenden passiven Mitgliedern deutlich abhoben¹³.

Warum Himmler sich nun zum dritten Mal entschloß, dem Verein eine neue Satzung zu geben, läßt sich kaum darlegen. Zwingende Gründe lagen keineswegs vor, zumal man sich im normalen Vereins- und Dienstbetrieb praktisch doch nie an die Satzungen hielt. Das Motiv wird wieder einmal im umständlichen Organisationsprinzip des Reichsführers zu sehen sein; vielleicht dachte er allen Ernstes, die Satzung von März 1937 habe noch zu sehr auf jenen „parlamentarischen Grundlagen“ beruht, von denen Galke schon früher gesprochen hatte¹⁴. Daß die dritte Satzung das totalitäre Prinzip bis zum Äußersten streckte, ist offenbar. Unumwunden wurde nun statuiert, die Leitung des Vereins sei dem Präsidenten, dem Kurator und dem Reichsgeschäftsführer vorbehalten, andere „Organe“ wie „Stifterkreis“, „Senat“ und „Forschungsrat“ wurden pro forma zwar erwähnt, ohne aber mit irgendwelchen Befugnissen in Verbindung gebracht zu werden¹⁵.

Was an der Satzung sofort ins Auge sticht ist, daß Himmler in ihr nun als „Präsident“ fungiert¹⁶, während Wüst durch die Dokumente als „Kurator“ bestätigt wird. Das heißt natürlich nicht, daß die beiden Männer ihre Rollen vertauscht hätten. Vielmehr wurde ein Bedeutungswandel der Termini „Präsident“ und „Kurator“ forciert, der in der neuerlichen Kompetenzabgrenzung zwischen Wüst und Sievers begründet lag. Wenn es in *Germanien* damals hieß, der Reichsführer-SS habe sich zum Präsidenten des „Ahnenerbes“ gemacht und damit „die gesamte Leitung“ der Forschungsgemeinschaft übernommen¹⁷, so war diese Feststellung unzutreffend, denn die gesamte Leitung hatte er sich schon lange vorher gesichert. Er selbst äußerte sich dazu nur indirekt. Zu Wüst meinte er im Gespräch, er wolle sich zum Präsidenten des „Ahnenerbes“ „analog zu Frank (Akademie für deutsches Recht)“ erheben¹⁸. Wüst selbst will damals seine eigene Ernennung zum Kurator begrüßt haben, „weil ihre Verwirklichung seinem eigenen Wunsch, angesichts der wachsenden, vordringlichen Arbeit in München (Universität und Deutsche Akademie) sich anderweitig zu entlasten, unmittelbar entgegenkam“¹⁹. Indessen war mit Wüsts neuem Amt nicht etwa eine Schwächung seiner Funktionen im „Ahnenerbe“ verbunden, wie sein Zitat vielleicht glauben machen will. Im Gegenteil, die Aufgabenbereiche Wüsts und Sievers' wurden zum ersten Mal statutarisch festgelegt und damit auch gefestigt. Der neue Kurator Wüst war dem Präsidenten Himmler für alle wissenschaftlichen Angelegenheiten verantwortlich, und nur für diese, während Sievers' Kompetenzen sich lediglich auf organisatorische und verwaltungsmäßige Dinge beschränkten²⁰ (mit Ausnahme der Errichtung von Forschungsabteilungen und des Vorschlags neuer Mitarbeiter – Privilegien, die im ersten Falle Himmler, im zweiten Wüst zustanden). Diese satzungsgemäße Verankerung ist insofern von Bedeutung, als das Verhältnis zwischen Sievers und Wüst bis 1939 ein reines Vorgesetztenverhältnis gewesen zu sein scheint, während sich die Kompetenzen der beiden Männer nun lediglich im Sachlichen als verschieden, dabei aber unbedingt als gleichwertig herausstellten. Dies wirkte sich in späteren Jahren auf das Geschehen im „Ahnenerbe“ aus, als kriegswichtige Belange zu einer noch stärkeren Betonung administrativer Gesichtspunkte führten mit dem Ergebnis, daß das Prestige des Reichsgeschäftsführers Sievers in dem Maße zunahm, wie Kurator Wüst an Befugnissen verlor. Dadurch wurde der Dualismus der Ämter Wüsts und Sievers' jedoch noch nicht ganz aufgelöst, weil Wüst selbst nach 1939 als der Ältere, Gebildetere und gesellschaftlich Höherstehende theoretisch vor Sievers den Vorrang behielt: der Form nach blieb Wüst der Vorgesetzte Sievers'; stets bekleidete er einen

höheren SS-Dienstrang als der Reichsgeschäftsführer²¹. Gleichwohl rührt Sievers' tatsächliche Macht seit Kriegsbeginn von der Abgrenzung der beiden Ämter nach Bekanntgabe der dritten Satzung her, wenn jene in der Folgezeit auch weniger durch die Paragraphen als durch Gewohnheit gerechtfertigt wurde.

Brachte die Satzung das Führerprinzip der SS im „Ahnenerbe“ mehr zur Geltung, so änderte sich im Verhältnis zwischen diesem und dem Reichsführer-SS doch kaum etwas. Himmler fuhr fort, das „Ahnenerbe“ als Instrument zur politischen Machtentfaltung zu betrachten, das ihm darüber hinaus aber auch zur Bestätigung seines geistigen Egos zu dienen hatte. Auskunft holte er sich oft auf dem Gebiet der Volkskunde und Symbollehre; bayerische Hosentrachten²², Häuser mit Sonnenmotiven²³, eigenartig geformte Felsenreliefs²⁴ gaben den Anlaß. Nicht zuletzt galt es für Himmler ja, seinen Ruf als Fachmann deutscher Volkskunde auch unter den Parteifreunden zu wahren. Schrieb ihm doch der Oberbürgermeister der Stadt Hof, SS-Standartenführer Dr. Wendler, der Reichsführer der SS möge das Hofer Stadtwappen analysieren, da er von derartigen Dingen mindestens ebensoviel verstünde „als die sogenannten besten Fachleute“²⁵. Immer häufiger ließ Himmler nun Manuskripte oder Bücher, die ihm allerorts zugeschickt wurden, vom „Ahnenerbe“ begutachten, vielleicht könnte man diesen oder jenen Autor fördern, dieses oder jenes Thema von der Forschungsgemeinschaft weiter verfolgen lassen. Die Broschüre „Das Wollen der Protonen und Elektronen“²⁶ sollte ebenso gewissenhaft beurteilt werden wie das Manuskript eines SS-Untersturmführers zu einem Vortrag über Heinrich I.²⁷.

Die penible Sorgfalt, mit der Himmler wissenschaftliche Aufträge verteilte, verwandte er nun auch auf Angelegenheiten des „Ahnenerbes“, die in ihrer Geringfügigkeit in einem wahrhaft grotesken Verhältnis zu den politischen Aufgaben der Reichsführung-SS standen. Himmler war ja ohnehin zeitlebens dafür bekannt, daß er jedem seiner SS-Amtschefs in den nebensächlichsten Dingen auf die Finger schaute und die absurdesten und zeitraubendsten Detailanweisungen gab. Persönlich besuchte er die Forschungsstätten des „Ahnenerbes“, die ihn speziell interessierten, wie Scultetus' Abteilung für Wetterkunde in Berlin²⁸ und die Forschungsstellen in Detmold²⁹. Mit wahrhaft rührender Hingabe widmete sich Himmler der Frage, ob in „Ahnenerbe“-Publikationen Antiqua-Schrift oder gotische Buchstaben benutzt werden sollten. Bezeichnenderweise war er dafür, daß Antiqua-Schrift gepflegt werde, da die gotischen Lettern von Juden erfunden worden seien, was freilich von allen Verfechtern der Fraktur heftig bestritten würde. Erst als die Vereinsleitung zu bedenken gab, die Freunde des „Ahnenerbes“ seien bereits an die Fraktur gewöhnt und würden durch die Einführung einer „als nicht deutsch empfundenen Antiqua“ nur verwirrt werden, durfte es beim alten bleiben³⁰. Auch die Terminologie des „Ahnenerbes“ suchte der schulmeisterhafte Reichsführer zu beeinflussen: das Wort „betreuen“ in den „Ahnenerbe“-Berichten ließ er ab März 1939 durch ein neues ersetzen, da jenes ja „ursprünglich etwas ganz anderes bedeutet“³¹.

In der unmittelbaren Kulturarbeit für die Schutzstaffel überwachte das „Ahnenerbe“ weiterhin den Führungsdienst an den Externsteinen, unter Einschaltung seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter in Detmold und Horn³². In der Abteilung für Hausmarken und Sippenzeichen suchte man wie bisher nach Familienwappen für höhere SS-Führer, so neuerdings auch für SS-Obergruppenführer August Heißmeyer und SS-Standartenführer F. A. Six³³. Die Schulung nahm ihren Gang mit

weltanschaulichen Aufsätzen in der „Ahnenerbe“-Zeitschrift *Germanien*. So leistete der dem „Ahnenerbe“ nahestehende Volkskundler Dr. Gilbert Trathnigg im September 1939 einen aktuellen Beitrag zum Thema „Der Name Hitler“³⁴; andere Ausgaben der monatlich erscheinenden Zeitschrift warben für den politisch wertvollen *SS-Kalender*, in dem „vor allem der Führer und seine treuesten Mitkämpfer“ zum Leser sprächen³⁵ und der schon deshalb als ein ebenso „ausgezeichnetes wie preiswürdiges Geschenk“ zu gelten habe³⁶.

Mit bemerkenswertem Eifer beteiligte sich das „Ahnenerbe“ nun am systematischen Ausbau des Mythos um König Heinrich I. Die erste „Heinrichsfeier“ hatte Himmler im Juli 1936 abgehalten; damals, im tausendsten Todesjahr des Königs, hatte man das historisch rechtfertigen können³⁷. Die Feier im darauffolgenden Juli hatte die neuerliche „Beisetzung“ der sterblichen Überreste des Königs umrahmt³⁸. Danach aber verloren die nunmehr alljährlich wiederholten „Heinrichsfeiern“ ihren Sinngehalt³⁹; sie wurden zum Spleen des marottenhaften Reichsführers, der sich mehr und mehr als eine Reinkarnation des sächsischen Herzogs betrachtete und so, in diesem Falle, die Geschichte zur Dienerin seiner Eitelkeit herabwürdigte. Besonders deutlich wurde dies, als der Reichsführer nach Abschluß der Feier im Juli 1939 vom „Ahnenerbe“ Auskunft verlangte, „mit welcher Schnelligkeit große Leistungen in der deutschen Vergangenheit vollbracht worden sind“⁴⁰. Die Antwort des „Ahnenerbes“, drei Monate später, war für den Reichsführer sicher nur halbwegs befriedigend. „In der deutschen Kaisergeschichte haben wir mehrere Epochen, die der heutigen Zeit vergleichbar sind. Die Zeit und die Leistungen König Heinrichs I. können in dieser Hinsicht allerdings nur schwer zum Vergleich herangezogen werden, da die nachweisbaren Belege zu selten sind.“⁴¹ Was konnte Himmler noch tun, um auf dem Wege der historischen Parallele sein Ansehen unter den Volksgenossen zu mehren; der Plan einer Einteilung gewisser deutscher Städte in „Heinrichs-Städte“ war schon im Juni des Jahres verworfen worden, da er „geschichtlich nicht aufrecht zu erhalten“ war⁴². Angesichts dieser Enttäuschungen bedeutete lediglich der „König-Heinrichs-Marsch“, von einem Unteroffizier komponiert und Himmler gewidmet, einen Trost für den ehrgeizigen Reichsführer-SS⁴³.

Die stärkere Einschaltung des „Ahnenerbes“ in Quedlinburg hatte aber noch immer nicht den von den Vereinsfunktionären erhofften Prestigegewinn innerhalb der Schutzstaffel zur Folge. Denn nach wie vor gab es die „König-Heinrich I.-Gedächtnisstiftung“, deren Interessen Sievers bei der Planung der Heinrichsfeier zeitweilig zwar vertreten durfte⁴⁴, auf deren Finanzpolitik er aber keinen Einfluß hatte. Auch auf den anderen Gebieten der Kulturarbeit für die Schutzstaffel stand das „Ahnenerbe“ noch nicht allein. Die Schulungsvorträge prominenter „Ahnenerbe“-Wissenschaftler für die SS hatten nachgelassen, die publizierten Schulungsbeiträge in *Germanien* standen außerhalb des offiziellen weltanschaulichen Schulungsprogramms, das seit Anfang 1939 vom „Schulungsamt“ (XIII) des SS-Hauptamtes bestritten wurde⁴⁵. Ebenso wenig wie die Heinrichs-Stiftung gelangte die Externsteine-Stiftung in die Hände der „Ahnenerbe“-Leiter – beide waren noch im Laufe des Jahres 1938 dem SS-Verwaltungsamt Pohls eingegliedert worden⁴⁶. Selbst im Spezialbereich der SS-Wappenforschung verlor das „Ahnenerbe“ seine Souveränität; denn allmählich gingen hohe SS-Führer dazu über, ihre „Sippenzeichen“ in den Konzentrationslagern von eigens dafür rekrutierten Häftlingskommandos erstellen zu lassen⁴⁷.

Tatsächlich kündigte sich in den Beziehungen zwischen „Ahnenerbe“ und SS damals eine neue Phase an. In dem Maße, wie die reine Schulungsarbeit vom „Ahnenerbe“ auf andere Dezernate der Schutzstaffel verlagert wurde, schienen die innerdienstlichen Beziehungen zwischen der Forschungsgemeinschaft Himmlers und anderen SS-Stellen zu erkalten. Je mehr der SS-Apparat sich verzweigte und an Bedeutung wuchs, desto weniger zeigten maßgebliche SS-Amtsführer sich bereit, dem „Ahnenerbe“ eine Nische in ihrem hohen Machtgebäude einzurichten. Himmler selbst ließ Kompetenzfragen nun des öfteren offen, bevor er schließlich eingriff. Die „Ahnenerbe“-Leitung reagierte gegen die offenkundige Gleichgültigkeit anderer SS-Kameraden, indem sie Kurator Wüst bei einer SS-Gruppenführerbesprechung über „Die Forschungsgemeinschaft ‚Ahnenerbe‘, Werden, Wesen, Wirken“ zum Referat anmeldete⁴⁸. Im übrigen versuchte das „Ahnenerbe“ einen Ausgleich für die ihm langsam entgleitenden Schulungsfunktionen in einem für ihn verhältnismäßig neuen Bereich, dem der Hochschulpolitik, zu finden⁴⁹. Erst der Ausbruch des Krieges brachte der Forschungsgemeinschaft ganz neue politische Aufgaben und führte so zu einer Neudefinition seines Stellenwertes innerhalb der Schutzstaffel.

2. Die Wissenschaften

Vergrößerungen und Neugründungen im wissenschaftlichen Betrieb erfolgten 1939 im Stil der vorangegangenen Monate. Himmler, Wüst und Sievers erfüllten als die drei Schlüsselpersonlichkeiten die ihnen einmal zugefallenen Rollen: der Wachstumsprozeß normierte sich. Der Reichsführer-SS gab den offiziellen Anlaß für eine Erweiterung, der Kurator erwählte die Kandidaten nach wissenschaftlichen, meist auch nach politischen Gesichtspunkten, der Reichsgeschäftsführer traf die administrativen Vorkehrungen. Es war nun schon nicht mehr möglich, nach bestimmten Motiven für diese oder jene Neugründung zu fahnden; allgemein maßgebend waren des Reichsführers machtpolitische Überlegungen. Dies galt sowohl für die Geistes- als auch für die Naturwissenschaften.

Rudolf Tills Abteilung für Klassische Philologie und Altertumskunde wurde im Mai 1939 in „Forschungsstätte für Klassische Altertumswissenschaft“ umbenannt und in zwei Unterabteilungen gegliedert: Till leitete weiterhin den lateinischen Sektor; der Gräzist und Prodekan der Philosophischen Fakultät in München, Prof. Dr. Franz Dirlmeier, übernahm den neugegründeten griechischen Zweig⁵⁰. Otto Huth war damals bereits Leiter einer neuen Abteilung für indogermanische Glaubensgeschichte⁵¹, Heinrich Harmjanz war in Frankfurt zum Abteilungsleiter für deutsche Volkskunde ernannt worden⁵², und der Dekan der Philosophischen Fakultät der Wiener Universität, Prof. Dr. Viktor Christian, betreute in der Hauptstadt der Ostmark die Forschungsstätte für den Vorderen Orient⁵³. Im Frühjahr 1939 wurde auch die Abteilung für germanisches Bauwesen unter Privatdozent Dr. Ing. Martin Rudolph in Braunschweig eingerichtet; in der gleichen Zeit hielt Rudolph seine Antrittsvorlesung an der Technischen Hochschule⁵⁴. Rudolph, kein Neuling auf dem Gebiet der Vorgeschichte, hatte schon im Vorjahr bei Herbert Jankuhns Haithabu-Grabung geholfen, die zu Tage geförderten Überreste germanischer Holzbauten wissenschaftlich auszuwerten⁵⁵. Dies lag auf der Linie seiner Ambition, die „Erschließung vorgeschichtlicher Bauweisen durch Mitarbeit an deutschen

Ausgrabungen“ zu betreiben⁵⁶; über seine Funde bei der Ausgrabung der Stellerburg in Dithmarschen hielt er ein druckfertiges Manuskript bereit⁵⁷. Als Leiter der neuen Forschungsstätte gedachte er, seinen wissenschaftlichen Horizont zu erweitern und neben altgermanischen Holzbauten auch das später entstandene altdeutsche Bauernhaus zu berücksichtigen, da, wie er meinte, sich „vorgeschichtliche und mittelalterliche Bauforschung die unerläßlichen Ergänzungen liefern müssen und daher einer einheitlichen Bearbeitung bedürfen“⁵⁸.

Ebenfalls neu war die Abteilung für mittlere und neuere Geschichte, die im Frühjahr 1939 gegründet wurde⁵⁹. Es lag nahe, daß Himmler im Rahmen seiner Forschungsgemeinschaft neben vorgeschichtlichen nun auch mittelalterlichen und neuzeitlichen Interessen nachgehen würde; denn schließlich beschränkte sich sein historisches Wissen nicht auf die germanische Prähistorie. Leibarzt Kersten hat dokumentiert, daß der Reichsführer über Papst Gregor VII. und die Schmach von Canossa⁶⁰ ebenso gewandt Konversation zu machen verstand wie über die Kreuzzüge⁶¹ und den Mongolensturm des 13. Jahrhunderts⁶²; das meiste vermeinte er natürlich über König Heinrich I. zu wissen. Indem Himmlers neue Abteilung „die Geschichte des Mittelalters, vor allem die deutsche Reichsgeschichte bis zum Ende des staufischen Hauses, als eine späte und letzte Schöpfung des Germanentums, die bis in unsere Zeit mehr oder weniger weiterwirkt“⁶³, betrachtete, besaß auch sie von der Fragestellung her die für das „Ahnenerbe“ typische politische Schlagseite. Dementsprechend war das Kaliber ihres Leiters, dem man wissenschaftliche Wertfreiheit damals gewiß nicht hätte nachsagen können. Der 31jährige Hermann Löffler⁶⁴, schon früh SA-Mann und einer der „ältesten Kämpfer der NS-Bewegung“ im saarländischen Ottweiler⁶⁵, stand seit 1935 hauptberuflich im SS-Dienst und hatte sich im Dezernat Schulung und Wissenschaft des RuSHA vornehmlich mit der „Entwicklung des politischen Katholizismus von 1871 an“ beschäftigt⁶⁶. Im September 1938, im Zuge der Auflösung des Rasseamtes, wurde er provisorisch zum „Ahnenerbe“ versetzt, bis Himmler ihm dort im Frühjahr 1939 die Geschichtsabteilung übertrug.

Diese personalpolitische Improvisation erwies sich in der Folgezeit jedoch als überstürzt. Dem Abteilungsleiter Löffler, der 1932 zwar sein philosophisches Staatsexamen, aber noch keinen Doktor gemacht hatte, fiel es schwer, im „Ahnenerbe“ heimisch zu werden. Ob seine fachlichen Leistungen die Vereinsleitung voll befriedigten, muß dahingestellt bleiben, aber als Mitarbeiter war er ihr von der menschlichen Seite her offenbar suspekt. Wohl nicht zuletzt wegen des Verdachts übler Nachrede außerhalb des „Ahnenerbes“⁶⁷ wurde er im November 1940 zum SD abgeschoben⁶⁸, wo er sich in Kriegszeiten — als SS-Spitzel an der Reichsuniversität Straßburg und Mitglied einer Einsatzgruppe in Kroatien — noch bewährte⁶⁹.

Anspruchsvollere Fachleute aber vermochte das „Ahnenerbe“ nicht an sich zu ziehen: den Hochschulhistorikern gelang es zumeist, sich weiter an ihren Universitäten zu halten⁷⁰ (so konnte Himmler im Frühjahr 1939 selbst den SS-Führer Prof. Dr. Günther Franz, Spezialist für Agrargeschichte in Jena, nicht gewinnen⁷¹). Weniger Begabte wurden indes oft von Parteiinstituten aufgenommen, so in das seit Oktober 1935 von Walter Frank geleitete Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands⁷².

War das „Ahnenerbe“ bei der Errichtung einer Geschichtsabteilung glücklos, so standen 1939 noch andere Bereiche seiner Forschung unter einem ungunen Stern.

Dies galt insbesondere für die prestigebringenden Forschungsreisen: keine der bisher erwogenen Expeditionen in Regionen außerhalb des Reiches konnte bis Kriegsausbruch in Gang gesetzt werden. Eine Reise nach Hawaii zum Studium der rassistischen Verhältnisse dort gelang ebensowenig⁷³ wie Forschungsexpeditionen nach Südnigerien⁷⁴ oder Mandschukuo⁷⁵. Selbst der Versuch des Kurators Wüst, sich mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft in den Iran zu begeben, um die „längst fällige Neuaufnahme der achämenidischen Inschriften am Felsen Bisotun bei Kermanschah“ vorzunehmen⁷⁶, mußte verschoben werden – wegen der Kriegereignisse. Aus denselben Gründen scheiterte Baurat Edmund Kiss' Südamerika-Fahrt, schon seit längerem vorbereitet, und für 1940 geplant. Grabungen, Untersuchungen von Knochen- und Kalksedimenten sowie von Fauna und Flora, Vermessungen von Strandlinien und kinematographische Aufnahmen waren in Bolivien, Peru und Kolumbien vorgesehen – alles, „um Beweise für die Welteislehre zu finden“, wie der Bonner Geograph C. Troll nach dem Kriege scharf kritisierte⁷⁷. Bruno Schweizers schon seit längerem durchdachter Plan zum Studium isländischer Kulturdenkmäler wurde 1939 wieder aufgegriffen, zerbrach dann aber an einer für das „Ahnenerbe“ sonst nicht typischen Indiskretion eines Expeditionsteilnehmers. Als in der dänischen und isländischen Presse Glossen erschienen des Inhalts, daß Himmler untersuchen wolle, wie weit die Führer des Dritten Reiches von Wikingern abstammten, schrieb Sievers nicht ohne Bitterkeit, derartige Bekanntmachungen im Ausland seien geeignet, „von vornherein unser Expeditionsvorhaben zu erschweren oder herbeizuführen, daß über deutsche Forschungen gespöttelt wird“, während der auslandsscheue Reichsführer das Unternehmen stoppen ließ, offiziell „wegen knapper Devisen“⁷⁸.

Auch im Bereich der Naturwissenschaften tat sich wenig Neues. Die Abteilung „Wetterkunde“⁷⁹, nun unter der wissenschaftlich anmutenden Bezeichnung „Geophysik“, veranstaltete im Juli eine interne Tagung in Berlin, die einmal bezweckte, einen „ausführlichen Tätigkeitsbericht als Aussprache über die grundsätzliche Gestaltung der Arbeit in der Welteislehre“ zu geben, zum anderen sollte sie junge, aber skeptische Wissenschaftler von „draußen“ für das Hobby des Reichsführers-SS interessieren. So den SS-Sturmmann und Astronomen Dr. Öhler, der den Reichsführer schon 1938 vor der Irrlehre hatte bewahren wollen, von dem Scultetus gleichwohl meinte, daß es möglich sei, ihm die Augen zu öffnen dafür, „was an der Welteislehre auch für Astronomen verwertbar ist“. Als eines der wichtigsten Erfordernisse der Zukunft wurde die Notwendigkeit einer Scheidung zwischen „wissenschaftlicher“ Welteislehre-Forschung, um die das „Ahnenerbe“ sich bemühte, und „dilettantischer“, d. h. volkstümlicher Darstellung der Theorie bezeichnet – außerhalb des „Ahnenerbes“ stehende Welteis-Autoren wie Hinzpeter und El-mayer-Vestenbrugg wurden von den Tagungsteilnehmern rundweg als „Schwärmer“ abgelehnt. Als wenn man gerade auf diesem Gebiet zwischen „Laien“ und „Zünftigen“ hätte differenzieren können! So war denn auch die Auffassung des Abteilungsleiters Scultetus, der Anfangsweg zur wissenschaftlichen Durcharbeitung der Welteislehre sei bisher „mit Erfolg“ beschritten worden⁸⁰, eine schlichte Selbsttäuschung.

Die prominenteste naturwissenschaftliche Neuerung stellte die Übereignung des von Professor Dr. Eduard Trazt geleiteten Salzburger „Hauses der Natur“ an das „Ahnenerbe“ im Januar dar⁸¹. Im organisatorischen Rahmen der Außenstelle Süd-

Ost verfolgte die neue, von Tratz übernommene Forschungsstätte für darstellende und angewandte Naturkunde „Haus der Natur“ laut *Denkschrift* das an sich vertretbare Ziel, ihr Naturkunde-Museum „zu einem volkstümlichen und für jedermann, auch für den einfachsten Mann des Volkes, verständlichen und zugänglichen Mittler zwischen ihm und der Wissenschaft, zwischen Mensch und Natur sowie zwischen Stoff und Geist, die sich so häufig fliehen, zu gestalten“⁸². Daß die in dem Museum aufgestellten Flintensammlungen und Ski-Modelle⁸³ weder mit Germanenkunde noch überhaupt mit den Geisteswissenschaften etwas zu tun hatten, verwunderte damals sicherlich niemanden mehr; fraglich war jedoch, ob der in der *Denkschrift* betonte Charakter der „Volkstümlichkeit“ nicht wieder einmal auf Kosten der Wissenschaftlichkeit gehen würde – für jeden seriösen Forscher fürwahr ein beunruhigender Gedanke.

3. Rassenkunde und Medizin

Wirklich Neues gab es im „Ahnenerbe“ vor Kriegsbeginn eigentlich nur in zwei wissenschaftlichen Zwischenbereichen: in der „Rassenkunde“ und in der Medizin. Die „Rassenkunde“ – gemeint ist hier der biologische Zweig der Anthropologie – war bekanntlich eine für den Nationalsozialismus besonders charakteristische Disziplin⁸⁴, womit nicht gesagt sein soll, daß diese Wissenschaft von Grund auf zu verdammnen wäre. Wissenschaftlich suspekt wurde sie erst, übrigens schon vor 1933, als ihre Lehrsätze von Fanatikern pervertiert und, als politisch „anzuwendende“ Wissenschaft, nach völkisch-rassistischen Gesichtspunkten „eingesetzt“ wurden. So betrachtet, konnte Reichsleiter Martin Bormann 1939 allerdings mit Recht behaupten, die „Rassenforschung“ gehöre zu den „besonders in den letzten Jahren neugeschaffenen Forschungsgebieten“⁸⁵. Daß diese Entwicklung schon vor Hitlers Machtergreifung eintreten konnte, geht größtenteils auf das Konto des „Rassenforschers“ Dr. Hans F. K. Günther, Jahrgang 1891, der bereits 1930 in Jena den speziell für ihn eingerichteten Lehrstuhl für „Rassenkunde“ übernahm⁸⁶, um dann im Dritten Reich zum offiziellen Rasse-Ideologen der Partei aufzusteigen. Günthers Interpretationen machten unter Nationalsozialisten bald Schule: innerhalb weniger Jahre ergoß sich eine Flut rassistischer Pseudo-Literatur über das Deutsche Reich. Unter den Historikern war beispielsweise der Darmstädter Professor Dr. Gustav Paul seit 1935 bestrebt, „Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes“ aufzuzeigen derart, daß jeder einfache deutsche Volksgenosse zu der Überzeugung gelangen mußte, das Dritte Reich ruhe auf zwei Pfeilern: „den einen bildet der preußisch-deutsche Staatsgedanke, den anderen die Idee von Blut und Boden“⁸⁷.

Wie man weiß, wurde die Biologie, der die „Rassenkunde“ entsprang, selbst rücksichtslos zur politischen Zweckwissenschaft degradiert und nihilistischen Zielsetzungen geopfert; es genügt hier, an den Mißbrauch zu erinnern, den die Nationalsozialisten mit den „Erbgesundheitsgesetzen“ trieben⁸⁸. Der Biologie, oder besser, der biologischen Anthropologie hatte sich denn mittlerweile auch der Reichsführer-SS im Rahmen des „Ahnenerbes“ verschrieben. Im Januar 1939 beauftragte er den Regierungsrat im Reichsgesundheitsamt, SS-Obersturmführer Dr. Walter Greite, in Wien für das „Ahnenerbe“ anthropologische Untersuchungen „an Fremdrassen

und Mischlingen“ durchzuführen⁸⁹. Diese Aufgabe löste Greite, im Einsatz in der Wiener Juden-Auswandererzentrale, vorerst zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber⁹⁰. Es war vorauszusehen, daß die neue Abteilung für Biologie unter Greite künftig eine eindeutig ethnologische Fragestellung verfolgen würde. „Die Forschungsstätte für Biologie“, heißt es in der *Denkschrift*, „stößt bis zu den biologischen Grundlagen unseres völkischen Lebens vor. Der stattliche Menschenbestand der SS und ihrer Einrichtungen bietet Gelegenheit zu anthropologischen Untersuchungen und zu wertvollen rassischen und umweltkundlichen Forschungen“⁹¹.

Interessant ist es nun zu sehen, wie andere Abteilungen sich der neuen Fragestellung ebenfalls unterwarfen. Irgendwann im Frühjahr 1939 gab Reichsgeschäftsführer Sievers den „Ahnenerbe“-Gelehrten Altheim, Dirlmeier und Till den Auftrag, Denkschriften über die Aussicht zu verfassen, „ein rassenkundlich-historisches Institut für den Bereich der Antike zu begründen“, möglicherweise im faschistischen Rom⁹². Die Gutachten der Fachleute fielen allerdings recht unterschiedlich aus. Professor Rudolf Till, Abteilungsleiter für lateinische Philologie, schrieb etwas zurückhaltend, „die Arbeit müßte in erster Linie von den Monumenten ihren Ausgang nehmen, da man auf literarischem Gebiet infolge des mangelnden Interesses der Antike an Rassenfragen nur wenig Material wird zusammentragen können“⁹³. Wie man jedoch anhand von Monumenten die rassischen Merkmale der Griechen und Römer exakt werde eruieren können, erläuterte Till nicht — man wird daher vermuten dürfen, daß Till die rassenkundliche Problematik ins Kunstgeschichtliche umzubiegen suchte, um es dann dabei bewenden zu lassen. Mit ähnlicher Vorsicht reagierte der Gräzist Dirlmeier. Obwohl er — zum Schein? — in seinem Gutachten von „unseren griechisch-römischen Ahnen“ sprach und den Plan zur Erforschung der „rassischen Gegebenheiten des griechischen und römischen Volkes“ durchaus günstig beurteilte, ließ auch er keinen Zweifel daran, daß man dabei nur auf „breitester, archäologischer Materialgrundlage“ vorgehen könne⁹⁴. Damit bekannte er sich zu einer traditionellen Forschungsmethode, die jeder routinierte Rasse-Spezialist der SS von vornherein abgelehnt hätte. Am enthusiastischsten noch schrieb der Althistoriker Franz Altheim. Er begrüßte den Plan „aufs wärmste“ und ließ durchblicken, daß als Leiter des Instituts nur ein zeitgemäßer Gelehrter erwogen werden könne, ein Mann also, dem die NS-rassenkundliche Fragestellung erstes Anliegen sein würde; denn, so Altheim, „mit den Obliegenheiten eines Institutsdirektors alten Schlages ist es nicht getan. Es gilt nicht, in altbewährtem Gleise weiter zu fahren, sondern: einen neuen Typ Forschung zu schaffen“⁹⁵. Einstweilen jedoch bestand das Institut lediglich auf dem Papier.

Daß Himmler 1939 außer der biologischen Anthropologie auch noch die Medizin als neues Arbeitsgebiet für sein „Ahnenerbe“ in Betracht zog, lag insofern nahe, als ja schon seit längerem bekannt war, welch großes Interesse der Reichsführer-SS der Medizin entgegenbrachte. Allerdings schenkte der Laie Himmler seine Hauptaufmerksamkeit nicht etwa der zünftigen Medizin — hier hatte er nur für die Chirurgie etwas übrig⁹⁶, wahrscheinlich wegen seiner frühen Freundschaft mit dem späteren Chirurgieprofessor Dr. Karl Gebhardt —, sondern zwei umstrittenen Randgebieten: Naturheilkunde und Experimentalmedizin. Die erstere beschäftigte ihn schon seit Kindeszeiten; die Großmutter hatte den kleinen Heinrich einst durch ihr Wissen um die Geheimnisse der Pflanzen tief beeindruckt⁹⁷. Himmler, stolzer Besitzer und Kenner des berühmten Kräuterbuches von Hieronymus Bock⁹⁸, ver-

ehrte Kneipp und Prießnitz⁹⁹ und übte sich mitunter selber in der Naturheilkunst, etwa wenn er seinem persönlichen Referenten Rudolf Brandt den „naßkalten Strumpf“ gegen Kopfschmerzen verordnete¹⁰⁰. Oft von Magenschmerzen geplagt, die sein Leibmasseur Felix Kersten ihm nur unter ständigem Einsatz zu lindern vermochte, war er aus Überzeugungsgründen dem Alkoholgenuß und dem Rauchen abhold, schloß dabei aber wiederum in typisch schulmeisterlicher Manier von sich auf andere, so im September 1938, als er dem SS-Sturmbannführer Adalbert Graf Kottulinsky im Interesse seiner Gesundheit „für die Dauer von zwei Jahren völliges Rauchverbot“ auferlegte¹⁰¹. Zum Kräuter- und Naturheilfanatismus gesellte sich das Bemühen um die Förderung medizinischer „Außenseiterverfahren“¹⁰². Hier paarte sich der dilettantische Impuls mit dem abenteurerlichen: Himmler hielt die traditionellen, durch ethische Richtlinien begrenzten medizinischen Forschungsmethoden für veraltet, er wollte, im Interesse des Volkes, der SS und angeblich auch der Wissenschaft, neue Wege beschreiten, die wegen des starken Widerstandes „in diesen christlichen Ärztekreisen“, wie er sich einmal abfällig äußerte¹⁰³, sonst nicht gegangen werden konnten. Getreu seiner pseudo-wissenschaftlichen Theorie, unter dem Aufgebot eines Maximums an Fleiß jeden Stein der Weisen, auch den medizinischen, finden zu können, scheute Himmler nicht davor zurück, sich außerhalb aller Grenzen der ärztlichen Ethik zu begeben. Quacksalber und Kurpfuscher wären bei Himmlers medizinischen Vorhaben nicht unbedingt von der Hand zu weisen gewesen, denn es mochte ja auch gottbegnadete Laien-Mediziner geben, die zu neuen und bahnbrechenden Ergebnissen gelangen könnten. Sein eigener Leibarzt, der Masseur Kersten, der keinen Doktorgrad, sondern, nach 1940, lediglich den vom finnischen Staat verliehenen Titel eines „Medizinalrates“ besaß¹⁰⁴, diente als bestes Beispiel. Als Himmler während des Krieges zu Ohren kam, daß das Reichsgesundheitsamt schärfer gegen „Volksdoktoren“ und dergleichen vorzugehen plane, um die Integrität der medizinischen Wissenschaft zu gewährleisten, schrieb er ungnädig in einem Brief an den Reichsgesundheitsführer, SS-Gruppenführer Dr. Leonardo Conti:¹⁰⁵ „Die Forderung, die im Rahmen einer anständigen Wissenschaft an jeden erhoben werden muß, daß nämlich exakte Versuche von objektiver Seite gemacht werden, wird auf diese Weise nicht berücksichtigt. So sehr ich das Vorgehen gegen alles Sektierertum für richtig halte [!], ebenso wenig kann ich damit einig gehen, daß nun alles, was nicht den großen Medizinern genehm ist, . . . als Sektierertum abgetan wird.“ Dann gab er Conti einen wohlfeilen Rat: „Meines Erachtens müssen Sie darüber wachen, daß nun nicht die notwendige Säuberung der Medizin von Scharlatanen ohne jeden Dokortitel von den Scharlatanen mit Dokortitel zur Ausrottung sehr vieler vernünftiger Dinge benutzt wird.“

„Viele vernünftige Dinge“, die die Zunft nicht anzurühren wagte, verfolgten Himmlers Ärzte in der SS. Hier, in der Schutzstaffel, jenseits jeder bourgeoisen Moral, gedachte der kleinbürgerliche Himmler „die aufgeschlossensten jungen Ärzte“ zusammenzuziehen, bis eine allgemeine „Reform“ im Bereich der Medizin erreicht sein würde¹⁰⁶, d. h. bis die Naturheilkunde hoffähiger geworden sei und man der Experimentalmedizin toleranter gegenüberstünde. Himmler hatte vor allem die Humanexperimente im Sinn, denen sich seine SS-Ärzte während des Krieges in den Konzentrationslagern, im allgemeinen unter Ausschluß der medizinischen Öffentlichkeit, widmeten. Daß der Münchener Arzt Dr. Sigmund Rascher, ein

weitläufiger Bekannter des Reichsführers-SS, der dem „Ahnenerbe“ 1939 beitrug, der Forschungsgemeinschaft einmal zu dem traurigen Nachruhm verhelfen würde, einer der wichtigsten Träger dieser SS-Menschenversuche gewesen zu sein, ahnten damals weder Wolfram Sievers noch Walther Wüst, auch Heinrich Himmler selbst nicht.

In die Literatur ist Sigmund Rascher als eines der abstoßendsten Geschöpfe der SS überhaupt eingegangen¹⁰⁷, hauptsächlich aufgrund der Humanversuche, die er während des Krieges im Konzentrationslager Dachau betrieb; davon wird später noch zu reden sein. Im Frühjahr 1939 war Rascher ein kleiner, unbezahlter Assistenzarzt in der Chirurgischen Abteilung des Schwabinger Krankenhauses in München¹⁰⁸. Der gerade 30jährige Arztsohn war in verschiedenen süddeutschen Städten zur Schule gegangen¹⁰⁹, hatte dabei aber, nach eigenen Angaben, „eine sehr harte Jugend“ gehabt¹¹⁰. Sein Medizin-Studium hatte er „unter Entbehrungen durchhalten“ müssen, seinen Unterhalt hatte er sich teilweise als Werkstudent „durch Koffertragen“ verdient¹¹¹. Daraus läßt sich jedoch kaum erklären, daß er noch als erwachsener Mann eine auffallende Unreife verriet, beispielsweise sehr viel und nervös redete, es dabei aber mit der Wahrheit nicht so genau nahm, wie man später festzustellen mehrfach Gelegenheit hatte¹¹². Der französische Oberst und Neuropsychiater Dr. François Bayle hat nach dem Krieg von dem kleinen Mann mit dem übergroßen Kopf, der Stirnglatze und dem gestutzten Schnurrbart¹¹³ ein Psychogramm gezeichnet, das durch das Studium der Akten nur bestätigt wird¹¹⁴. Raschers Intelligenz war begrenzt, sein Geist wenig originell und schwerfällig. Meist entfaltete er eine wirre Aktivität, wobei er mitunter gewisse wucherische Gepflogenheiten und einen deutlichen Hang zur Gewalttätigkeit offenbarte. Sein Charakter war schwach, unlauter, gleißnerisch; er besaß geringes Urteilsvermögen, aber ein geradezu absurdes Geltungsbewußtsein. Mit sich selbst war er überaus eitel, zu anderen zynisch; er feilschte um Vorteile und Gewinne nach einer materialistischen Wertskala. Insgesamt, so meint Bayle, grenzte sein Geisteszustand an Paranoia. Ein anderer Gutachter – zeitweilig Zwangs-Mitarbeiter Raschers im KL Dachau – bezeichnete den Doktor in Nürnberg als ein „moralisch völlig minderwertiges Subjekt, lügenhaft, geldgierig, sadistischen Regungen unterworfen, nach oben hin von einer widerwärtigen Servilität“¹¹⁵. Alexander Mitscherlich und Fred Mielke sahen in ihm eine „seelisch . . . abnorme Persönlichkeit“ mit „perversen Triebregungen“¹¹⁶.

Wie dieser von Grund auf unsympathische Mensch die Bekanntschaft Himmlers machte, steht nicht fest. Man mag jedoch den Angaben Reitlingers Glauben schenken, wenn er schreibt, Rascher sei durch die Vermittlung seiner Geliebten, der ehemaligen Münchener Konzertsängerin Frau Karoline („Nini“) Diehl, geb. Wiedemann, zu Himmler gestoßen¹¹⁷. Diese Frau¹¹⁸, sechzehn Jahre älter als Rascher und seit 1929 verwitwet, soll Heinrich Himmler einmal während der „Kampfzeit“ in München Unterkunft, vielleicht auch mehr gewährt haben; jedenfalls war sie – und durch sie ihr Freund – 1939 mit dem Reichsführer-SS bekannt. Die erste Unterredung zwischen Himmler und Rascher fand am 24. April in München statt¹¹⁹; Himmler, überaus an des Doktors Karzinomforschungen interessiert, regte eine erweiterte Versuchsreihe mit Tieren an¹²⁰. Dem ambitionierten Rascher, dem man im Schwabinger Krankenhaus bei seinen Privatprojekten Schwierigkeiten bereitete¹²¹, bot der Reichsführer sodann seine finanzielle Hilfe an und verwies

dabei im besonderen auf SS-Obersturmbannführer Wüst¹²², während Sievers gleichzeitig die administrative Eingliederung Raschers in das „Ahnenerbe“ erwog¹²³. Schon Ende April war beschlossen worden, daß Raschers Krebsversuche nicht auf Tiere beschränkt bleiben sollten¹²⁴: vier Wochen später schrieb Sievers an Rudolf Brandt und bat ihn, dafür zu sorgen, daß Rascher Zutritt zum KL Dachau erhalte, damit ihm die „Auskristallisation des Blutes solcher Personen“ möglich werde, „welche lebenslänglich oder für eine längere Dauer im K-Z untergebracht sind“¹²⁵. Himmler entschied darauf, man solle beraten, „in welcher Form die Möglichkeit des Betretens des K-Z. durch Dr. Rascher gegeben werden kann“¹²⁶. Ende Juni arbeitete Rascher zwar noch immer nicht in den für ihn bestimmten Schwabinger Kellerräumen, sondern in seiner Privatwohnung (München, Trogerstraße 56), aber immerhin hatte er als ordentlich bestallter „hauptamtlicher Mitarbeiter“ der Forschungsgemeinschaft „Ahnenerbe“¹²⁷ schon Versuche an Dachauer Häftlingen vornehmen können¹²⁸. Raschers Projekte in der Trogerstraße waren weit gediehen, da setzte der Krieg seinen Bemühungen ein vorläufiges Ende.

Die Anwerbung Raschers stellt einen Schnittpunkt in der Geschichte des Vereins dar, weil dadurch der Entwicklungsgang der Forschungsgemeinschaft, und damit auch ihr Charakter, grundlegend verändert wurde – wobei allerdings betont werden muß, daß die Folgen der Aufnahme Raschers erst in späteren Jahren deutlich wurden. Raschers Eingliederung in das „Ahnenerbe“ ging direkt auf Himmlers Vorliebe für die Medizin, speziell: die Experimentalmedizin, zurück; das „Ahnenerbe“ war nun einmal zum Reservoir für *alle* den Reichsführer-SS interessierenden Wissensgebiete geworden, einschließlich Medizin, und übrigens auch Rassenkunde. Warum Himmler den Doktor Rascher nicht in anderen Abteilungen der SS, sondern gerade im „Ahnenerbe“ forschen ließ, läßt sich dadurch erklären, daß Rascher damals für einen Eintritt in die SS, der ihm die Mitarbeit bei einem regulären SS-Hauptamt und sofortigen Zugang zu einem KL ermöglicht hätte, nicht mehr in Frage kam. Ironischerweise nämlich wurde er im Mai 1939, also im selben Monat, in dem er zu Himmler und dessen „Ahnenerbe“ Fäden knüpfte, zur Luftwaffe eingezogen¹²⁹. So konnte er sich der SS nicht mehr hauptamtlich zur Verfügung stellen; übrig blieb nur eine Annäherung als Privatmann an das „Ahnenerbe“, das seinen zivilen Vereinsstatus ja noch immer beibehalten hatte, oder künftig der Beitritt zur Allgemeinen SS – im Kriege eine fast wirkungslose Maßnahme. Daß Rascher lieber gänzlich zur SS gegangen wäre als zur Luftwaffe, wird durch seine späteren Bemühungen bezeugt, sich auf Biegen oder Brechen von der Luftwaffe zur Waffen-SS versetzen zu lassen, Anstrengungen, die erst 1944 von Erfolg gekrönt wurden¹³⁰.

Die Dokumente lassen erkennen, daß auf Weisung Himmlers sowohl Sievers als auch Wüst ihr Bestes taten, um Rascher den Anschluß an die Forschungsgemeinschaft zu erleichtern. Sievers empfing Rascher und dessen Geliebte Nini Diehl, die bei dem Doktor die Rolle einer privaten medizinischen Assistentin spielte und ihn im übrigen völlig zu beherrschen schien, Ende Mai 1939 in der Berliner Reichsgeschäftsführung, um Raschers Arbeitsmöglichkeiten in München zu diskutieren; später hielt er Rücksprache darüber mit Dr. Brandt und SS-Standartenführer Ullmann, dem Stabsführer des Persönlichen Stabes¹³¹. Anfang Juni sprach Sievers mit Dr. Gebhardt und anderen leitenden Herren der SS. Laut Tagebuch ging es dabei um „wissenschaftliche Leistung, Persönlichkeit und Förderung dieses Mannes

[Rascher]“¹³². Auch Kurator Wüst war bei dieser Unterredung zugegen¹³³. Von ihm, dem Geisteswissenschaftler und Gelehrten, hätte man eher Mißbilligung als Förderung der Rascherschen Pläne erwartet, und doch war er es, der bereits Ende April mit Rascher wegen der bevorstehenden „Regelung der Gehaltsfrage“ in Verbindung stand¹³⁴, und der Rascher eine Ehreinerladung zu den vom „Ahnenerbe“ mitbestrittenen „Salzburger Wissenschaftswochen“ im August zukommen ließ; außerdem gestattete er dem Arzt, alle für die medizinischen Forschungen benötigten Bücher durch den „Ahnenerbe“-eigenen Verlag zu beziehen¹³⁵. Freilich: ohne die über den herkömmlichen Rahmen hinausgehende Hochschätzung durch Himmler wäre der Arzt niemals so schnell Persona grata bei Wüst und Sievers geworden — noch vor dem Kriege.

Nach dem Zusammenbruch haben Wüst und Sievers, um viele Erfahrungen reicher, sich gegenseitig den Schwarzen Peter zugeschoben, indem jeder vom anderen behauptete, er habe ihn mit Dr. Rascher bekanntgemacht, und zwar im Frühjahr 1939¹³⁶. Wie es sich damit damals wirklich verhielt, tut heute nichts mehr zur Sache. Verständlicherweise hatten sowohl Wüst als auch Sievers 1946 wegen Rascher ein schlechtes Gewissen; Sievers' ehemalige Chef-Sekretärin ging damals so weit zu erklären, der Reichsgeschäftsführer habe schon 1939 alles tun wollen, um Rascher wieder abzuschieben und den Befehl Himmlers zu umgehen¹³⁷.

Was waren die Motive für Wüsts und Sievers' übereifrige Unterstützung der Angelegenheit Rascher? Man kann sie heute lediglich vermuten. Bis Sommer 1939 waren sich Wüst und Sievers ihrer Machtstellung im „Ahnenerbe“ voll bewußt geworden; die Forschungsgemeinschaft war schon fast SS-Dienststelle, die SS selbst hatte seit 1935 an Einfluß und Prestige im Reich stark zugenommen, insbesondere, da Himmler im Juni 1936 als Reichsführer-SS auch noch die Polizei sämtlicher Länder usurpiert hatte. Es lag ihnen also daran, ihre machtvolle Position im „Ahnenerbe“ zu behalten; das aber hieß, dem Reichsführer nicht widersprechen. Wüst boten sich damals überdies neue Chancen, die Forschungsgemeinschaft durch geisteswissenschaftliche Tagungen in Kiel und Salzburg als „Akademie“ zu präsentieren. Was konnte Rascher, der allenfalls als Nicht-Geisteswissenschaftler, nicht aber als Dilettant zu gelten hatte, daran schon verderben? Im übrigen, es war nicht vor auszusehen, daß Rascher sich auf seinem Gebiet einmal als Stümper und gar als Sadist erweisen würde — gegenwärtig machte er einen vertrauenerweckenden Eindruck. Und sprach nicht die Tatsache, daß er Krebsversuche unternehmen wollte, eigentlich für ihn? Derartige Versuche waren allgemein vonnöten, selbst wenn man dafür das Blut von Häftlingen verwandte.

Man kann aber auch argumentieren, daß Sievers und Wüst gerade bei diesem Punkt aus *moralischen* Gründen hätten aufmerken müssen. Denn die fadenscheinige Erklärung, bei den KL-Häftlingen handele es sich lediglich um „Lebenslängliche“, ließ sich von Eingeweihten allemal durchschauen. In der SS, auch im „Ahnenerbe“, dürfte es damals wohlbekannt gewesen sein, daß es lebenslänglich verurteilte KL-Häftlinge gar nicht gab, präziser: rechtlich gar nicht geben konnte. Wer in ein Konzentrationslager eingeliefert wurde, war dem Einfluß der Gerichte entzogen und auf Gnade und Erbarmen der SS ausgeliefert, so lange und unter den Umständen, wie es ihr beliebte. In der KL-Gesellschaft galt jeder als „Lebenslänglicher“, d. h. er war nach der Logik Himmlers vogelfrei und konnte — widerrechtlich! — zu SS-Experimenten benutzt werden, auch zu solchen, die nicht unbedingt zum

Schaden an Leib und Seele führen würden. Daß Sievers, dessen Karriere bis zu diesem Zeitpunkt recht wenig von der Aura der SS-Kriminalität beschattet war, die nach den Nürnberger Prozessen geradezu sprichwörtlich geworden ist, sich auf dieses moralische Risiko einließ, entspricht an sich dem Bild des schneidig-intelligenten, aber skrupellosen SS-Führers, das damals auf ihn paßte; es war vorauszusehen, daß er um der Karriere willen seinem Gewissen noch einiges mehr würde zumuten können als fragwürdige Humanexperimente. Etwas anders könnte es im Falle Walther Wüsts gewesen sein. Dem Gelehrten war eine Verbindung Raschers mit dem KL Dachau sicherlich peinlich genug, doch lag es außerhalb seiner Macht, sie zu verhindern. So war es das Beste, man hielt sich einstweilen aus dieser Angelegenheit heraus, zeigte sich Rascher gleichwohl im menschlichen Bereich als überaus zukommend, denn der Reichsführer selbst stand ja unmittelbar dahinter. Für KL und dergleichen Belange war ja auch nicht er als der Kurator zuständig, sondern der Verwaltungsfachmann Sievers; die wissenschaftliche Tätigkeit des Arztes allerdings kam unter das Kuratorenamt — laut Satzung vom 1. Januar und, *expressis verbis*, laut Ernennungsurkunde Raschers vom 31. Mai¹³⁸. Wüst drückte ein Auge zu, machte es Himmler recht, und versuchte ansonsten, das „Ahnenerbe“ auf einem überwiegend geisteswissenschaftlichen Kurs zu halten: die Hauptsache war, man hatte die Macht, das Prestige und die Möglichkeit, „unabhängig von aller verwaltungsmäßigen Schwerfälligkeit“¹³⁹ zu forschen.

4. Das Schrifttum

Welcher Art waren die Früchte der bisherigen Tätigkeit des „Ahnenerbes“, auf die Kurator Wüst sich damals noch stützen zu können vermeinte? Wüst selbst hätte seine akademische Inventur anhand von drei Faktoren gemacht: dem vom „Ahnenerbe“ verlegten oder sonstwie geförderten Schrifttum (einschließlich der Zeitschriften), der offiziellen „Ahnenerbe“-*Denkschrift* und den geisteswissenschaftlichen Tagungen in Kiel und Salzburg. Da Wüsts offizielle Stellungnahme hierzu fehlt, soll im folgenden der Versuch unternommen werden, sie durch eigene Beobachtungen zu ersetzen, soweit dieses Bemühen mangels wirklich objektiver Maßstäbe überhaupt gerechtfertigt ist.

Betrachtet man das Schrifttum des „Ahnenerbes“ von 1935 bis 1939 nach quantitativen Gesichtspunkten, so muß zugegeben werden, daß die Forschungsgemeinschaft in den ersten vier Jahren ihrer Tätigkeit einiges geleistet hat. 1939 stand dem „Ahnenerbe“ eine monatlich erscheinende Zeitschrift zur Verfügung — *Germanien* („Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens“¹⁴⁰) — außerdem ein eigener Ahnenerbe-Stiftung Verlag (Berlin-Dahlem), in dem vor allem die Schriftenreihe der Forschungsgesellschaft verlegt wurde. Andere namhafte Verlagshäuser, so die Firma Koehler und Amelang in Leipzig, druckten Einzelexemplare dieser Reihe. Darüber hinaus besaß das „Ahnenerbe“ noch zwei wissenschaftliche Fachjournale: *Zeitschrift für Namenforschung* und *Das Sippenzeichen* („Vierteljahresschrift für Hausmarken, Wappen und Siegelkunde sowie für verwandte Gebiete“), beide verlegt vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag in Berlin-Dahlem. Eine stattliche Anzahl wirklich renommierter Fachzeitschriften wurde in Verbindung mit Himmlers Forschungsgemeinschaft herausgebracht, darunter solche ehrwürdigen

Blätter wie *Archiv für Religionswissenschaft*, *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft*, *Wien* und *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes*, die letzteren herausgegeben vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag¹⁴¹.

Im Juli 1935, zur Zeit seiner Gründung, gehörte dem Verein noch kein einziges publizistisches Organ. Eine Zeitschrift aber war vonnöten, schon um der Anhängerschaft willen. Aus finanziellen Erwägungen¹⁴² entschied man sich dazu, eine bereits bestehende Zeitschrift mitsamt ihrem Leserkreis zu übernehmen. Nachdem Verhandlungen mit den Herausgebern des Blattes *Nordische Welt*¹⁴³ bis Ende 1935 fehlgeschlagen waren, konzentrierten sich die Vereinsfunktionäre fortan auf das Monatsblatt *Germanien*¹⁴⁴. Dieses Magazin, Wilhelm Teudts Katechismus in Fortsetzungen und der gesamten „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ heilig, beschränkte sich von der Fragestellung her auf die Denkmäler der Osningmark im Raum um Detmold, ließ aber außer Teudt und seinen Jüngern auch Außenstehende, beispielsweise Herman Wirth und J. O. Plaßmann, zu Wort gelangen¹⁴⁵. Dieser Umstand konnte dem „Ahnenerbe“ nur nützen; ausschlaggebend für das Zustandekommen der Konzession war aber doch wohl der schwere finanzielle Notstand, in dem sich die Zeitschrift damals befand¹⁴⁶. Im Dezember 1935 kam es zu einem Vertrag, demzufolge die „Vereinigung“ Teudts und das „Ahnenerbe“ *Germanien* künftig gemeinsam herauszubringen gedachten¹⁴⁷. Geplant waren zwei Schriftleitungen: eine unter Teudts Anhänger Dr. Otto Suffert in Detmold wie bisher, die Hauptschriftleitung unter Plaßmann in Berlin beim „Ahnenerbe“.

Die erste gemeinsam produzierte Nummer von *Germanien* erschien im März 1936. Und wengleich Plaßmann seinen Lesern auch versicherte, daß mit der Erweiterung des Aufgabenkreises „keine Verlegung des geistigen Schwerpunktes“ und noch weniger eine Verlegung der bisherigen „Stoßrichtung“ angestrebt werde¹⁴⁸, so änderte sich der Inhalt der Zeitschrift doch merklich. Offensichtlich war das „Ahnenerbe“ bemüht, den Provinzcharakter des einstigen Lipper Blattes zu nationalem Format auszuweiten, nämlich es zu einem „stoßkräftigen Kampfblatt“ und zur „führenden Zeitschrift dieser Art in Deutschland“ zu gestalten¹⁴⁹. Gleichwohl: *Germanien* war und blieb das Sprachrohr einer naiven, wissenschaftlich unzulänglichen Vorgeschichte, Germanenforschung und Volkskunde. Der vom „Ahnenerbe“ so gerühmte „volkstümliche“ Charakter des Blattes entsprach in jeder Hinsicht der antiintellektuellen Haltung des Dritten Reiches, das vorgab, sich mit seiner nationalsozialistischen Botschaft nicht eigentlich an die Mitglieder der traditionsreichen „Gelehrtenrepublik“ oder an das deutsche Bildungsbürgertum zu wenden, sondern an den einfachen Mann im Volke, den Prototyp des „Volksgenossen“ schlechthin. Daß sich das „Ahnenerbe“ mit diesem Trend auch in *Germanien* identifizierte, steht in einem ursächlichen Zusammenhang einerseits mit Himmlers primitivem wissenschaftlichen Selbstverständnis, andererseits mit dem Wirthschen Schwärmerium, das damals dem „Ahnenerbe“ das entscheidende Gepräge gab. Wirth hatte die Laienleserschaft im Gefolge des „Ahnenerbes“ durch sein eigenes Schrifttum gewissermaßen selbst herangezüchtet; so hatte er die Dilettanten unter den Lesern seines Buches *Aufgang der Menschheit* bereits 1928 gemahnt, sie sollten sich nicht „vor der scheinbar zu fachwissenschaftlichen, besonders der sprachgeschichtlichen Belastung entsetzen“, zumal in seinem Werk ohnehin nur „die Geschichte einer Laienwissenschaft“ behandelt würde¹⁵⁰.

Darüber hinaus aber wollte Plaßmann *Germanien* nach organischem NS-Vorbild auch zu einer „wissenschaftlichen“ Zeitschrift machen, „die sowohl für Fachleute wertvoll, als auch für Laien verständlich sein sollte“¹⁵¹. Aber diese Synthese von Wissenschaftlichkeit und Volkstümllichkeit konnte nicht gelingen, denn das eine schloß das andere aus. Tatsächlich erwies sich der Inhalt von *Germanien*, mit wenigen Ausnahmen, in der Folgezeit als ein für Laien zugesneiderter – Laien, denen es nichts auszumachen schien, außer über König Heinrich I., einen „germanischen“ Fürsten¹⁵², deutsches Brauchtum¹⁵³ und die Ausgrabungen der Schutzstaffeln¹⁵⁴ auch etwas über die SS-Manufaktur in Allach¹⁵⁵ und Himmlers Julbotschaft 1936 „An alle SS-Führer“¹⁵⁶ zu erfahren. Es ist bezeichnend für den Gehalt dieser Zeitschrift, daß in ihr bis Kriegsausbruch und auch danach vornehmlich die unteren wissenschaftlichen Ränge im „Ahnenerbe“ publizierten, die Elite hielt sich abseits. So findet man mehrere Beiträge von Kiss, Weigel, Plaßmann, Ruppel, anfangs natürlich auch von Wirth – Spitzenkräfte wie Jankuhn und Altheim veröffentlichten in *Germanien* nur hin und wieder, Dirlmeier, Till und Christian überhaupt nicht, aber sie hatten ja ihre Fachjournale. Es dürfte ihnen innerlich schwer gefallen sein, für ein Blatt zu schreiben, in dem Plaßmann sich rückhaltlos zur „völkischen Wissenschaft“ bekannte, da diese von den besten unter den Gelehrten des „Ahnenerbes“ im Kern abgelehnt wurde. Das Credo, das der Geisteswissenschaftler Plaßmann im Mai 1936 abgab, hätte dagegen auch von Himmler stammen können. „Erst der abseits aller wissenschaftlichen Schulweisheit erfolgte Durchbruch eines dynamischen, völkischen Lebensgefühles hat hier aus dem eigengesetzlichen, voraussetzungslosen Wollen heraus auch die anzuwendende Methode geändert. Wenn wir heute wissen, daß das deutsche Volkstum niemals nur ein voraussetzungsloses Objekt einer angeblich voraussetzungslosen Wissenschaft sein kann, das man mit allen Mitteln der Sezierkunst in soziologische, nationalökonomische oder gar in die unvermeidlichen psychoanalytischen Komplexe aufteilen kann, so verdanken wir diese Erkenntnis dem Siege eines urtümlichen, keinem logischen Gesetze unterworfenen Willens, und nicht einer auf ‚exaktem‘ Weg gewonnenen Erkenntnis.“¹⁵⁷ Das war mehr als ein Lippenbekenntnis – es war eine tiefempfundene persönliche Absage an die „liberalistische“ Wissenschaftsauffassung, zugleich aber auch Programmatik für das „Ahnenerbe“, wie sie treffender gar nicht hätte formuliert werden können. Walther Wüst, der selbst aus opportunen Erwägungen heraus hin und wieder weltanschauliche Beiträge für *Germanien* verfaßte¹⁵⁸, nach Möglichkeit jedoch keine wissenschaftlichen, machte sich und anderen etwas vor, wenn er im September 1937 schrieb, es sei Plaßmann gelungen, der Zeitschrift „den Stempel echt völkischer Wissenschaft“ aufzuprägen, indem er „die Grundregeln eines streng wissenschaftlichen Denkens mit den politischen und geistesgeschichtlichen Erfordernissen Deutschlands in festen Einklang“ gebracht habe¹⁵⁹. Denn, ebenso wie „volkstümlliche Wissenschaft“ war deren Derivat „völkische Wissenschaft“ ein Widerspruch in sich selbst.

Auf welch zweifelhaften Bahnen Plaßmann sich fortbewegte, beweist seine Bereitwilligkeit, neben *Germanien*, dessen ideologischer Jargon vergleichsweise harmlos war, auch *Nordland*, ein ausgesprochen weltanschauliches Kampfblatt, zu redigieren. Diese Zeitschrift, vom Nordland-Verlag der SS herausgebracht, erinnerte mit ihren geschmacklosen Einlagen, der zügellosen Polemik und einer abstoßenden ideologischen Grobschlächtigkeit an den *Stürmer* Julius Streichers, nur war sie

eben vorwiegend antiklerikal¹⁶⁰ und machte damit eigentlich schon der SS-Hauspostille, dem *Schwarzen Korps*, Konkurrenz¹⁶¹. Warum ausgerechnet *Nordland* im Winter 1935/36 dem „Ahnenerbe“ unterschoben wurde, läßt sich allenfalls auf Himmlers Wunsch zurückführen, das Niveau des Blattes auf eine halbwegs akzeptable Ebene zu bringen. Doch daß *Nordland*, mehrere Stufen unter *Germanien*, für das „Ahnenerbe“ nur ein Hemmschuh sein konnte, gibt Plaßmann im Rückblick heute zu¹⁶². Gleichwohl: im Dezember 1935 wurden „Ahnenerbe“-Mitglieder auf Geheiß Himmlers zur Mitarbeit am *Nordland* verpflichtet¹⁶³, zehn Monate später wurde die Zeitschrift ganz übernommen¹⁶⁴. Im November 1936 wurde der Geschäftsführer des Nordland-Verlages, Fritjof Fischer alias Wulf Sörensen, der sich bereits in Haft befand¹⁶⁵, in aller Form seines Postens enthoben und durch Bruno Galke ersetzt¹⁶⁶; Plaßmann übernahm Fischer-Sörensens zweite Funktion als Hauptschriftleiter der Zeitschrift.

Doch die Vernunftthe zwischen „Ahnenerbe“ und *Nordland* erwies sich als eine Mesalliance. Plaßmann sollte aus *Nordland* „ein ernsthaft-weltanschauliches Organ machen, wirklich fundiert und nicht geschmacklos. Die Auseinandersetzung mit der kath. Kirche sollte seriös erfolgen und nicht mit billigen Phrasen und geschmacklosen Witzen“¹⁶⁷. Von Berlin aus gelang es Plaßmann aber nicht, die Stamm-Redaktion in Magdeburg zu kontrollieren, die fortfuhr, Artikelserien mit „zotigen Geschmacklosigkeiten“ und „obszönen Pfaffenzeichnungen“ zu drucken und damit sogar das Propagandaministerium verärgerte¹⁶⁸. Nach einigen fruchtlosen redaktionellen Experimenten wurde die Verbindung zwischen „Ahnenerbe“ und Nordland-Verlag in der ersten Jahreshälfte 1939 schließlich gelöst¹⁶⁹, zu einer Zeit also, als das „Ahnenerbe“ verstärkte Anstrengungen machte, die Anerkennung der Fachwelt zu gewinnen.

Es liegt auf der Hand, daß das „Ahnenerbe“ die Hochschulfakultäten weder mit *Germanien* noch mit *Nordland* zu beeindrucken vermochte. Wie stand es nun mit einzelnen fachwissenschaftlichen Untersuchungen der Mitarbeiter? Für diese war 1935 die Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe“ geschaffen worden, wenn auch damals, in der Ära Wirth, noch konstatiert worden war, daß in der Reihe namentlich Wirths eigene Werke verlegt werden sollten¹⁷⁰. Tatsächlich aber brachte Wirth nur ein einziges Manuskript zum Druck, nämlich *Die Heilige Urschrift der Menschheit* (1931–1936), und das wurde ein wissenschaftlicher Reinfall¹⁷¹. Unter dem Einfluß Wüsts bemühte man sich dann, härtere wissenschaftliche Maßstäbe anzusetzen. Wüst selbst gab ein gutes Beispiel, indem er sein *Vergleichendes und Etymologisches Wörterbuch des Alt-Indoarischen* nachträglich beisteuerte, dessen erste Folge schon 1935 bei der honorigen Verlagsbuchhandlung Carl Winter's in Heidelberg erschienen war¹⁷².

Man mag die Werke der Schriftenreihe grob in zwei Kategorien gliedern. Die eine Kategorie hielt sich etwa auf dem Niveau von *Germanien*, war also höchstens als populärwissenschaftlich, wenn nicht dilettantisch zu bezeichnen, dazu kam die politische Färbung, die im einen oder anderen Fall allen Regeln des guten Geschmacks zuwiderlief. Die zweite Kategorie konnte sich sehen lassen; die Untersuchungen waren im altgewohnten Stil dokumentiert, die Sprache war wissenschaftlich, der Ton unpolemisch. Politische Anzüglichkeiten fehlten. Ganz allgemein läßt sich feststellen: in dem Maße, wie die Zahl der Anmerkungen zunahm, nahm die der weltanschaulichen Hinweise ab. Freilich wären dies nur Äußerlichkeiten.

Als Muster für die erste Gruppe mögen hier zwei Werke zum Teil recht prominenter „Ahnenerbe“-Autoren stehen: 1. Walther Wüst und Kurt Schrötter, *Tod und Unsterblichkeit im Weltbild indogermanischer Denker* (Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1938) und 2. von Joseph Otto Plaßmann und Gilbert Trathnigg herausgegeben, *Deutsches Land kehrt heim. Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden* (Ahnenerbe-Stiftung Verlag 1939). Daß ausgerechnet Wüst als Mitverfasser des erstgenannten Buches auftritt, ist als eine der eklatanteren wissenschaftlichen Fehlleistungen zu bewerten, die dieser sonst so fähige Wissenschaftler bis 1945 vollbracht hat. *Tod und Unsterblichkeit* ist eine an sich harmlose Sammlung von Aussprüchen historischer Gestalten, darunter Goethes und Nietzsches. Wissenschaftlich anstößig sind die Bemerkungen Wüsts und Schrötters. Die Autoren sprechen von einem „aus den Tiefen der nordischen Rassenseele hervorbrechenden Genius“¹⁷³, loben „die gemeinsamen Urkräfte des Blutes und der Rasse“¹⁷⁴ und beschwören nationalsozialistisches Kollektivbewußtsein: „Tiefster Sinn des Einzelnen ist, sich für das Ganze tätig einzusetzen.“¹⁷⁵ Sogar an anzüglichen Erotizismen fehlt es nicht¹⁷⁶. Das Buch schließt mit einer biologischen, zugleich aber hochaktuellen Note: „Indem wir die Vererbungsgesetze erkennen und ihrer Wirksamkeit Bahn brechen, haben wir einen Weg beschritten, auf welchem wir bewußt und planvoll dem Ziele zustreben: in den künftigen Geschlechtern unseres Volkes nicht nur fortzuleben, sondern in und mit ihnen wiederzuerstehen als schönere und gesündere, frohere und edlere Menschen.“¹⁷⁷

Mit ihrem Buch *Deutsches Land kehrt heim* beweisen die Autoren Plaßmann und Trathnigg zwar mehr Taktgefühl, geraten dafür aber politisch und weltanschaulich ganz ins Uferlose und jenseits jeder akademischen Grenzen. Das Buch stellt im wesentlichen eine Verherrlichung der nationalsozialistischen Großraum-Politik dar, eine Art „Festschrift“ zum Anlaß der „Heimkehr“ Österreichs und des Sudetenlandes in das Reich. Das politische Programm des Buches wird schon aus Plaßmanns Vorwort deutlich: „In solch begnadeten Tagen sind dem geschichtsbewußten Deutschen die Gestalten, Taten und Bilder der Vergangenheit wie mit einem Schlage lebende Gegenwart; und wer den Vormarsch der deutschen Heeresabteilungen über eine Grenze erlebte, die hinter ihnen verschwand, der mag mit ihnen und unter ihnen die erzgepanzerten Reiter Kaiser Ottos und die Fahnen des Prinzen Eugen wahrgenommen haben.“¹⁷⁸ Es folgen Beiträge verschiedener Autoren, größtenteils bar jeder Dokumentation, die sich mit deutsch-böhmischer und deutsch-österreichischer Kultur und Geschichte befassen. Im ganzen erinnern Inhalt und Aufmachung dieses Sammelbandes an die Aufsätze in *Germanien*. Dick aufgetragen ist die Polemik gegen alles Nicht-Deutsche, oft auf Kosten der Wahrheit. In markigem, militärisch-knappem Kriegsberichterstil versichert Richard Wolfram in „Deutsches Brauchtum im Böhmerwald“, ohne jedoch den Beweis anzutreten: „Die Landschaft Stifeters. Kein Tscheche saß auf diesem Boden, als deutsche Bauern im frühen Mittelalter den Wald zu roden begannen. Es ist unser ureigenstes Land. Und kerndeutsch ist auch das Volksleben und Brauchtum in diesen Gegenden, das eine Fülle höchst altertümlicher Züge bewahrt hat.“¹⁷⁹

Schon der Form nach unterscheiden sich von derartiger Publizistik Werke wie Otto Huths Untersuchung *Der Lichtenbaum. Germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch*, 1938 im Widukind-Verlag, Berlin-Lichterfelde, erschienen, oder auch Franz Altheims *Vom Ursprung der Runen* (Vittorio Klostermann, Frankfurt/M. 1939).

Freilich werden nur die mit dem jeweiligen Fach Vertrauten wirklich sagen können, ob die immerhin auch zwischen diesen Zeilen erkennbare Voreingenommenheit für alles Germanische den Blick für die Wahrheit nicht doch noch getrübt hat. Denn daß fachwissenschaftliches Format nicht unbedingt für echte Gelehrsamkeit garantierte, zeigt das Beispiel Giuseppe Cappellettis. Dessen Buch, *Die Orts- und Flurnamen der Dreizehn Gemeinden* (Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1938), von J. Steinmayer aus dem Italienischen übersetzt, wies zwar sinnreiche Anordnungen und Kartenskizzen auf, gleichwohl meinte der Breslauer Gelehrte L. Santifaller 1941 vernichtend: „Die zu den einzelnen Gemeinden [in den Bergen nördlich von Verona] und größeren Orten gebotenen historischen Ausführungen sind äußerst dürftig und wissenschaftlich kaum brauchbar, weil sie, abgesehen von gelegentlichen Ausnahmen, auf Quellen- und Literaturangaben völlig verzichten und vielfach den Charakter eines dilettantischen Fremdenführers annehmen.“¹⁸⁰

Ab 1938 wurde die Schriftenreihe vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag mitherausgegeben, der im April von der „Ahnenerbe“-Stiftung in Berlin gegründet worden war, „damit hier die Veröffentlichungen der Forschungs- und Lehrgemeinschaft ‚Das Ahnenerbe‘, und zwar insbesondere die kostspieligen, eine ihrer Bedeutung würdige Betreuung finden und der deutsche Verlagsbuchhandel sinngemäß entlastet wird“¹⁸¹. Auch das Monatsheft *Germanien* wurde nun vom „Ahnenerbe“-eigenen Verlag herausgebracht — ein gutes Geschäft, wenn man bedenkt, daß die Zeitschrift sich von 2 000 Beziehern 1935 auf 12 500 im Frühjahr 1937 gesteigert hatte¹⁸². Im März 1939 wurde auch erwogen, das gesamte Schrifttum des „Ahnenerbes“ im Ahnenerbe-Stiftung Verlag herauszubringen¹⁸³, wohl weil es Unstimmigkeiten mit Dr. Hermann von Hase (Koehler und Amelang) gegeben hatte, der bisher einen Großteil der „Ahnenerbe“-Schriften verlegt hatte¹⁸⁴. Der Dahlemer Stiftung-Verlag blieb zwar auch künftig für die Forschungsgemeinschaft nur ein Verlagshaus unter vielen, vermutlich, weil seine Anfangskapazität den Anforderungen noch nicht entsprach, aber die Loslösung von Dr. von Hase wurde doch erreicht. Im März 1939 sollte er den Posten eines Verlagsleiters im Stiftung-Verlag antreten, aber im Sommer wurde die Funktion von Dr. Friedhelm Kaiser, dem neuen Stellvertretenden Reichsgeschäftsführer, übernommen¹⁸⁵.

Daß bald nach Kaisers Eintritt in das Verlagswesen der Forschungsgemeinschaft ein frischer Wind zu wehen begann, konnte keinem entgehen, am allerwenigsten Wüst und Sievers. Denn der Presse- und Verlagsfachmann Kaiser bewies ein scharfes Auge für die wunden Stellen im Verlagssystem des „Ahnenerbes“. Er rügte den organisatorischen Wirrwarr innerhalb der Schriftenreihe selbst, die nicht weniger als vier verschiedene, aber inhaltlich kaum zu rechtfertigende Kategorien aufgestellt hatte¹⁸⁶, ließ aber auch Kritik anklingen darüber, daß eine dem Namen nach geisteswissenschaftliche Forschungsgemeinschaft sich nebenher mit den Naturwissenschaften abgebe. „So sehr wir selbst auf eine totale Ausrichtung der Wissenschaft Wert legen, und so stolz wir darauf sind, in breiter Form geistes- und naturwissenschaftliche Forschungen für unsere Ziele einzusetzen, so wird doch für den außenstehenden Leser die Frage schwer zu beantworten sein, was die Naturwissenschaften als ein Erzeugnis der modernen Zeit mit dem Ahnenerbe zu tun haben.“¹⁸⁷ Mit dieser Bemerkung zu Kurator Wüst im September 1939 hatte Kaiser eine der wesensmäßigen Schwächen des „Ahnenerbes“ überhaupt aufgezeigt. Denn die Schriftenreihe konnte damals höchstens als ein partieller Anachronismus gelten,

nicht aber als ein getreuer Spiegel der Arbeit des „Ahnenerbes“, wie sie sich dem Beschauer vor dem Kriege in aller Vielfalt darbot. Die Publizistik des „Ahnenerbes“ berücksichtigte lediglich die Geisteswissenschaften, ließ dabei aber die Naturwissenschaften beiseite – Eingeständnis dafür, daß die „Ahnenerbe“-Forscher auf diesem Sektor einfach nicht präsentierfähig waren. Gewiß, bereits im April 1938 hatte Reichsgeschäftsführer Sievers erwogen, die Schriftenreihe um einen naturwissenschaftlichen Zweig zu erweitern¹⁸⁸, und zumindest theoretisch gab es im Sommer 1939 eine Gruppe „Naturwissenschaftliche Untersuchungen“¹⁸⁹, bisher aber war noch kein Manuskript gedruckt worden. Das erste und einzige naturwissenschaftliche Werk, das im Laufe des Jahres 1939 in der Schriftenreihe verlegt wurde, war eine recht unerhebliche, lediglich 32 Seiten umfassende Schrift des Naturphilosophen Hugo Dingler, *Max Planck und die Begründung der sogenannten modernen theoretischen Physik*, die sicher nicht als ein Produkt unvoreingenommenen Denkens gewertet werden darf. Dingler verurteilt Planck als „Mystiker“¹⁹⁰, bezichtigt ihn eines „falschen metaphysischen Ausgangspunktes“¹⁹¹ und bescheinigt ihm „bedauerliche Unsicherheit und Verwirrung im Methodischen“¹⁹². Zu alledem kommt die Polemik gegen Albert Einstein¹⁹³, wenn auch nicht in so gehässiger Form wie damals allgemein üblich. Mit dieser Schrift, deren Autor noch nicht einmal zum „Ahnenerbe“ gehörte, stellte sich die Forschungsgemeinschaft ein naturwissenschaftliches Armutszeugnis aus; aber die Funktionäre wußten sehr wohl, daß man die „Ergebnisse“ eines Scultetus noch viel weniger hätte veröffentlichen können.

5. Die „Ahnenerbe“-Denkschrift

Gab es im offiziell vom „Ahnenerbe“ verlegten Schrifttum wenig, auf das Kurator Wüst sich bis Kriegsbeginn als Beweis für die Wissenschaftlichkeit seiner gelehrten Gesellschaft hätte beziehen können, so bot ihm auch, wollte er ehrlich sein, die prunkvoll anmutende *Denkschrift* des „Ahnenerbes“ nur schwachen Trost. Denn dieses mit gotischen Lettern in Großformat von den Gebrüdern Klingspor in Offenbach (Main) gedruckte Heft tat keineswegs das, was es vorgab zu tun, nämlich den wahren Stand der Entwicklung des „Ahnenerbes“ bis zum Sommer 1939 anzuzeigen. Die *Denkschrift* wurde im Herbst 1938 von Himmler in Auftrag gegeben; sie sollte „über Wesen, Werden und Wirken des ‚Ahnenerbes‘ Aufschluß geben und ein recht lebendiges Bild unserer Forschungsgemeinschaft vermitteln“¹⁹⁴. Ursprünglich nur für „Gönner und Förderer“ bestimmt¹⁹⁵, auf deren finanzielle Unterstützung man zählte, entschloß Himmler sich bald, ein Exemplar der *Denkschrift* dem Führer 1939 zu seinem Geburtstag zum Geschenk zu machen, zusammen mit allen bisher in der Schriftenreihe erschienenen Büchern, speziell in Leder gebunden¹⁹⁶. Aber schon im Februar 1939 wurde die *Denkschrift* zum Schaustück des „Ahnenerbes“ schlechthin deklariert, nun war sie „für einen kleinen Kreis hoher Persönlichkeiten aus Staat, Partei, Wissenschaft und Wirtschaft“ gedacht¹⁹⁷. Die Redaktion des Erinnerungsbandes besorgte Pläßmann¹⁹⁸; das Manuskript wurde dann in wenigen hundert, nicht paginierten, aber einzeln numerierten Exemplaren gedruckt – heute sicher eine bibliophile Rarität¹⁹⁹.

Auf keinem besseren Wege aber läßt sich die 1939 zwischen Anspruch und Wirklichkeit klaffende Lücke aufdecken als durch einen Vergleich dieser *Denkschrift* mit

den aus den Akten zu ersiehenden Daten. Das Anfangszitat des Präsidenten Himmler, das den deutschen Menschen an den „ewigen göttlichen Kreislauf von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ mahnt²⁰⁰, ist ein Gemeinplatz, nicht dazu angeht, die Forschungsgemeinschaft als eine ernst zu nehmende Akademie zu empfehlen. Die SS-Runen, die der Reichsführer in der Unterschrift hinter seinen Titel setzt, wirken eher abschreckend als vertrauenerweckend, denn 1939 war Himmlers Image als das des obersten Polizei- und KL-Herrn schon furchterregender als im Jahre 1935. Dann folgt, in übersichtlichem Schwarz-Rot-Druck, die dritte Satzung des „Ahnenerbes“ vom Januar 1939, deutlich den Charakter der Forschungsgemeinschaft als eines Vereins dartuend. Heute weiß man, was in Wahrheit von dieser Satzung zu halten war – Uneingeweihten freilich erschien alles sehr glaubwürdig. Daran schließt sich der folgende Spruch, dessen Ursprung bis heute ungeklärt ist: „Gesinnung und Haltung, durch die alle Arbeit der Forschungs- und Lehrgemeinschaft ‚Das Ahnenerbe‘ bestimmt ist und bestimmt sein wird, tragen als Wehr und Wert auf ihrem Schild: großzügig, wie es deutschen, germanischen Menschen ziemt, niemals engherzig verhaftet in Dogmen und Doktrinen, wahrhaftig und streng in Forschung und Wissenschaft, nationalsozialistisch im Mut zum Bekenntnis.“ Dieses durch innere Widersprüche gekennzeichnete Wort typisierte – für jeden scharfsinnigen Leser eine ernüchternde Feststellung – die spezifische Wissenschaftsauffassung Heinrich Himmlers wie kein anderes. Denn dadurch, daß die (weltanschauliche) „Gesinnung und Haltung“ alle Arbeit im „Ahnenerbe“ bestimmten, wurde diese gerade jener Objektivität beraubt, derer man sich in den folgenden Nebensätzen schon wieder rühmte. Gerade das charakterisierte ja die offizielle Forschung im „Ahnenerbe“, daß sie als „wehrhafte Wissenschaft“ insbesondere mit dem Nahen des Zweiten Weltkrieges per definitionem ganz „engherzig verhaftet in Dogmen und Doktrinen“ zu sein hatte, eben „nationalsozialistisch“, wie es abschließend heißt. Das verbale Bekenntnis zu Wahrhaftigkeit und Strenge „in Forschung und Wissenschaft“ sollte einmal mehr jenen Anschein der Objektivität erwecken, ohne den das NS-Regime nicht auskommen zu können glaubte.

Gleichwohl vermag dieses Zitat zu enthüllen, auf welcher raffinierten Weise im „Ahnenerbe“ oft Wahres mit Falschem vermischt wurde – eine Methode, die, sofern sie im wissenschaftlichen Betrieb konsequent angewandt wurde, erklärt, warum scheinbar wissenschaftliche Errungenschaften in Wirklichkeit keine waren. Widmet man sich der inhaltlichen Entschlüsselung der in der *Denkschrift* säuberlich aneinandergereihten Skizzen, die je eine der prominentesten Abteilungen des „Ahnenerbes“ charakterisieren, so stößt man wiederholt auf Anzeichen einer fatalen Konfusion von Hypothetischem und Faktischem, von Anspruch und Wirklichkeit. Als besonders auffälliges Symptom wissenschaftlicher Unzulänglichkeit mag hier auch die Umkehrung von Kausalzusammenhängen genannt werden: indem eine bestimmte Kausalfolge vorausgesetzt wird, wird die Frage von Grund auf falsch gestellt und die Forschung in eine methodologische Sackgasse getrieben. Beispiel: Die Abteilung für den Vorderen Orient sah laut *Denkschrift* „als Ziel die Ermittlung der arisch-indogermanischen Einflüsse auf das Werden der Kulturen des Morgenlandes“, während es viel näher gelegen hätte, dem Einfluß morgenländischer Kulturen auf die Geschichte des Abendlandes nachzugehen, nach allem, was man damals bereits über diesen Einfluß wußte. Aber die Arier-Indogermanen (die es im übrigen ethnologisch niemals gegeben hat) mußten natürlich als die Initiatoren sämtlicher Ur-Kulturen

herhalten, zu einer Zeit, als es noch nicht einmal „Germanen“ im kulturgeschichtlichen Sinne gab! Die Prämisse (daß eine „arisch-indogermanische“ Kultur überhaupt bestanden habe) wurde bereits als bewiesen vorausgesetzt — das gerade war das Charakteristische an dieser ideologisierten Wissenschaft.

Doch zurück zu einer rein statistischen Auswertung der *Denkschrift*. Die Skizzierung der einzelnen Abteilungen wurde bereits erwähnt. Es erscheinen zunächst die geisteswissenschaftlichen, fünfzehn an der Zahl²⁰¹. Eine nähere Untersuchung läßt jedoch erkennen, daß eine Trennungslinie zwischen einzelnen Abteilungen sachlich nicht zu ziehen ist: insgesamt gibt es neun Forschungsstätten, die sich Aufgaben aus der germanisch-deutschen Volkskunde zum Ziel gesetzt haben, alle auf symbol- oder sprachgeschichtlicher Grundlage²⁰². Es ist beispielsweise nicht zu ersehen, worin der Unterschied zwischen den Gebieten der Forschungsstätte für Ortung und Landschaftssinnbilder (Schweizer), der für Schrift- und Sinnbildkunde (Wirth/Weigel) und der für Hausmarken und Sippenzeichen (Ruppel) bestanden haben soll: sie alle befaßten sich mit den in der Landschaft erkennbaren Spuren jahrhundertalten Brauchtums. Der Eindruck der Verwirrung verstärkt sich, wenn jetzt berichtet wird, daß Schweizer seit März 1938 überdies noch Direktor einer Abteilung für germanische Sprachwissenschaft und Landschaftskunde war²⁰³, die sich in Plaßmanns Nachkriegserinnerung als Pflegstätte für germanische Kulturwissenschaft und Landschaftskunde erhalten hat²⁰⁴, allerdings ebensowenig wie Harmjanz' Abteilung auf den Seiten der *Denkschrift* figuriert. Liest man die Beschreibung der Abteilung für Germanenkunde (Plaßmann), so meint man, in dieser eine Art Überbau für sämtliche anderen vierzehn Forschungsstätten erblicken zu müssen. Welchen außenstehenden Gelehrten sollte die Forschung dieser Abteilungen beeindrucken, wenn diese sich, laut *Denkschrift*, noch nicht einmal arbeitsthematisch abgrenzen ließen? Wie weit die Abteilungen voneinander abhingen, ob sie wissenschaftlichen Austausch pflegten, welche von ihnen vor anderen den Vorrang hatten und warum, wird nicht bekanntgegeben. Dem Betrachter der *Denkschrift* wird der Eindruck einer system-immanenten Unordnung vermittelt; thematisches Chaos, das Resultat organisatorischer Dezentralisation seit 1936, tritt plastisch vor Augen. Der Anspruch des „Ahnenerbes“, ein organisches Ganzes darzustellen, wird hier durch Darlegung der wahren Verhältnisse völlig zunichte gemacht.

Ganz offen aber wird die organische Wissenschaftstheese dazu benutzt, die naturwissenschaftlichen Abteilungen zu erklären, von denen die meisten aufgeführt sind²⁰⁵, wiewohl man sich intern seit langem schon nicht mehr bemühte, die Naturwissenschaften des „Ahnenerbes“ mit den Geisteswissenschaften in Einklang zu bringen. Doch tut man es auch hier nicht konsequent. In den ersten der kurzen Kapiteldchen findet der Leser noch Hinweise auf die „Vergangenheit“ der nordisch-indogermanischen Völker, doch dann fallen diese fort, die *Denkschrift* spricht unverhohlen von der Verwandtschaft etwa der Botanik mit dem „völkischen Leben“. Gleichwohl, die Heterogenität der Forschungsgemeinschaft wird offenbar, wenn man erfährt, daß „die praktische Seite“ der Karst- und Höhlenforschung in der Rohstoffgewinnung besteht und „von nicht geringer Wichtigkeit“ ist.

Die weiteren Ausführungen der *Denkschrift* mögen allenfalls noch die Phantasie des Lesers beflügeln, mit der Wirklichkeit haben sie nicht mehr viel zu tun. Man lernt, daß das Gemeinschaftswerk „Wald und Baum in der arisch-indogermanischen Geistes- und Kulturgeschichte“ innerhalb der nächsten vier Jahre „rund 50 Einzel-

untersuchungen“ hervorbringen werde, eine Zahl, die einem heute noch Achtung einflößen würde, wüßte man nicht aus den Akten, daß bis 1945 lediglich *eine* Untersuchung fertiggestellt wurde²⁰⁶. Sodann heißt es, die Errichtung „weiterer wichtiger Lehr- und Forschungsstätten“ stünde unmittelbar bevor und würde „gegebenenfalls im Nachtrag zu dieser Denkschrift mitgeteilt werden“. Abgesehen davon, daß ein Nachtrag zur *Denkschrift* nicht geplant war und auch niemals erschien, vermittelt die *Denkschrift* schon bei der Angabe der bisher errichteten Forschungsstätten nicht die Wahrheit. In einer Tabelle gegen Ende der Schrift werden 34 verschiedene Abteilungen aufgeführt, geistes- sowie naturwissenschaftliche²⁰⁷, von denen aber nur 26 wirklich existierten (soweit sie durch Dokumente oder Zeugenaussagen bestätigt sind). Die Forschungsstätten für Osteologie, Volksmedizin, Tiergeographie und Tiergeschichte, indogermanisch-deutsche Musikwissenschaft, Urgeschichte, Wurfenforschung, und die zur Überprüfung der sogenannten Geheimwissenschaften sowie die für die gesamte Naturwissenschaft konnten bis Kriegsausbruch nicht nachgewiesen werden. Ähnliches gilt auch für den Abschnitt „Forschungsreisen“. Das „Ahnenerbe“ deklariert die SS-Expedition Schäfer nach Tibet schlechterdings als eigenes Unternehmen und weist stolz auf die geplanten Reisen Wüsts nach Persien oder Kiss' nach Südamerika hin, die, „auf weitentfernte, aber hoch wichtige Mittelpunkte des arisch-nordischen, um die ganze Erde verbreiteten Kulturgürtels gerichtet, aller Voraussicht nach wegweisenden wissenschaftlichen Ertrag einbringen werden.“ Zwei Seiten weiter gibt eine großartige, mehrfarbige Karte Aufschluß über die Interessenssphären des „Ahnenerbes“ auf dem gesamten Erdball; es wird gar nicht erst versucht, zwischen Wunsch und Wirklichkeit zu unterscheiden, sondern jeder favorisierte Landstrich wird eingesetzt: Italien, Dalmatien, Schweden, Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, England, Balkan und Kleinasien, Griechenland. Für Asien, Afrika und Übersee werden Kolumbien, Bolivien, Peru, Kanarische Inseln, Lybien, Kermanschah (Persien) und Tibet benannt – insgesamt erscheinen 122 in- und ausländische Orte als Wirkungsstätten der Forschungsgemeinschaft, eine höchst beeindruckende Zahl! Es ist jedoch bezeichnend, daß von all diesen Forschungsreisen, ob geplant oder tatsächlich durchgeführt, keine einzige in der von C. Troll nach dem Kriege aufgestellten Liste wissenschaftlicher Expeditionen während des Dritten Reiches enthalten ist²⁰⁸. So entpuppt sich die *Denkschrift* letztlich als Potemkinsches Dorf auf Büttenspapier – das Resultat überspannter Visionen seitens der Funktionäre.

6. Die Tagungen

Vor skeptischem Publikum konnte Kurator Wüst mit der *Denkschrift* keinen Staat machen – da blieben nur noch die wissenschaftlichen Tagungen. Der Zweck der Jahrestagung in Kiel vom 30. Mai bis 4. Juni 1939 war es, das Resultat vierjähriger wissenschaftlicher Arbeit im „Ahnenerbe“ einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen²⁰⁹. Dies war notwendig, denn wenn man auch vielfach im Reich wußte, daß es das „Ahnenerbe“ Himmlers gab, so konnte man sich doch, wie die Kieler *Nordische Rundschau* schrieb²¹⁰, „keine rechten Vorstellungen machen“, woraus die Arbeit der Forschungsgemeinschaft nun eigentlich bestand. Ein imponierender Publicity-Apparat wurde eingesetzt, um für die Tagung im Reich Reklame zu

machen: in der deutschen Tagespresse erschienen insgesamt 36 größere Vorankündigungen und 16 Artikel; während der Tagung hielten 17 „Großberichte“ in den Zeitungen des Reiches, daneben auch Programme des Deutschlandsenders und des Reichssenders Berlin die Volksgenossen auf dem laufenden²¹¹. Danach zu urteilen, daß dies das erste Mal war, da die Forschungsgemeinschaft bereit zu sein schien, sich dermaßen zu exponieren, kann man annehmen, daß die Kieler Darbietungen von den Vereinsfunktionären auch als feuerfest angesehen wurden. Wie sah es damit aus?

Liest man heute die überschwenglichen Reportagen über die Kieler Tagung, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es sich bei dieser Veranstaltung um ein rein politisches Manöver gehandelt haben muß. In den Reden der Teilnehmer wie in den Aufsätzen der Zeitungen wurde die Trommel politischer, nationalsozialistischer Wissenschaft gerührt. So schrieb Heinrich Guthmann anlässlich der Tagung im Magdeburger Blatt *Der Mitteldeutsche*: „Wissenschaftliche Arbeit ist heute nicht mehr voraussetzungslos, sondern sie hat den Zweck, die Erkenntnis deutschen Wesens . . . zu fördern und die Ergebnisse ihrer Bemühungen als Mittel zu einer das ganze Volk erfassenden Nationalerziehung bereitzustellen.“²¹² Heinrich Harmjanz gab seiner Ansprache, „Die Aufgaben unserer wissenschaftlichen Gemeinschaftswerke“, ein betont rassistisches Gepräge, wenn er dozierte: „Wir aber sind gehorsam und frei, weil wir Geist und Blut sind. Wir können frei sein, weil wir gehorsam sind, und wir können gehorchen, weil wir frei sind! In männlicher Freiheit des Geistes hören wir unser Blut! Darin leben wir, darin schaffen wir, und darin kämpfen wir als Sozialisten für eine deutsche Wissenschaft!“²¹³ Und J. O. Pläßmann brachte alle weltanschaulichen Phrasen auf eine einheitliche Formel, als er die Wissenschaft des „Ahnenerbes“, wie sie in Kiel zum Ausdruck kam, als „die erste Dienerin der völkischen Politik“ charakterisierte²¹⁴.

Wenn man diese Bemerkungen auch nicht gerade als hohle Zugeständnisse an das nationalsozialistische Regime bezeichnen kann, so spiegeln sie doch nicht die tatsächliche Thematik der Kieler Tagung wider. Der einstige Tagungsteilnehmer und international angesehene Prähistoriker Prof. Dr. Gustav Schwantes (Kiel) hat nach dem Kriege eine eidesstattliche Erklärung mit folgendem Wortlaut abgegeben: „Diese Tagung verlief so, wie sie an keinem Orte der Welt wissenschaftlich muster-gültiger hätte verlaufen können. Es war ein Kongreß genau von der Art, wie wir sie aus der Zeit vor dem Naziregime aus Deutschland und dem Ausland gewohnt waren. Jeder durfte das sagen, was er für richtig hielt.“ Und weiter über Wüst: „Auch Herr Professor Wüst war vom Scheitel bis zur Sohle nur der deutsche Professor, wie wir ihn von altersher gewohnt sind. Ich habe mehrfach gelegentlich dieser Tagung mit ihm über Dinge diskutiert, über die wir recht verschiedener Meinung waren und kann nur sagen, daß die Objektivität, mit der Herr Professor Wüst seinen Standpunkt vertrat, nichts zu wünschen übrig ließ.“²¹⁵

Nimmt man die Liste der Kieler Darbietungen zur Hand, so mag man Schwantes' Ausführungen nachempfinden: die Tagung widmete sich lediglich den wissenschaftlichen Disziplinen, in denen das „Ahnenerbe“ überhaupt etwas vorzuweisen hatte. Das waren, zu einem gewissen Grad, die Brauchtumsforschung („Volkskunde“) und die Vorgeschichte. Die Tätigkeit der anderen Abteilungen wurde, beispielsweise von Reichsgeschäftsführer Sievers, sehr selten und dann überaus zurückhaltend erwähnt²¹⁶. Aber in der Vorgeschichte war eben einiges geschafft worden;

dazu kam, daß die Prähistoriker des „Ahnenerbes“ die Tagung zu einer Art Front gegen die dilettantische Vorgeschichtsforschung des Rosenberg-Lagers aufbauten, indem sie sämtliche kompetenten deutschen Prähistoriker, soweit sie Rosenberg und Reinerth nicht gänzlich verfallen waren, nach Kiel einluden²¹⁷. Nur so ist die Teilnahme Professor Schwantes' zu deuten; er hatte sich mit Reinerth schon vor Jahren überworfen²¹⁸. In diesem Sinne ist auch der Satz eines anderen Teilnehmers, des Rostocker Vorgeschichtlers Ernst Petersen, an Jankuhn wenige Tage nach der Tagung zu verstehen: „Mit das tiefste Erlebnis war für mich der erstmalig erlebte geschlossene Einsatz eines so großen Kreises von Fachgenossen, noch dazu in einer kameradschaftlichen Haltung, die auch wenige Meckerer nicht verringern konnten.“²¹⁹ „Wenige Meckerer“, das waren die von Alfred Rosenberg entsandten „Beobachter“ aus dem Kreise um Hans Reinerth²²⁰; mit dessen „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte“ war Petersen seit 1936 zerstritten²²¹.

Die wissenschaftliche Agenda aus Kiel ist in der Tat heute noch beeindruckend. Vor fast 450 vorwiegend deutschen Tagungsteilnehmern fand sich alles, was in der Vor- und Frühgeschichte des Reiches damals Rang und Namen hatte, zusammen, um über Teilaspekte der Fachforschung zu referieren, wenn auch manches, was gesagt wurde, in den Mantel „politischer Wissenschaft“ gehüllt wurde — aber man mußte sich ja schließlich absichern. Gustav Schwantes trug über „Sinnbilder im vorgeschichtlichen Ornament“ vor²²², vergaß dabei auch nicht, der dilettantischen Sinnbildforschung à la Herman Wirth einen Seitenhieb zu versetzen, indem er sich gegen „blinden Eifer, gutgemeinte Phantasie und vermessene Unwissenschaftlichkeit“ auf diesem Gebiet wandte²²³. Dr. Joachim Werner, damals in Frankfurt am Main, heute Ordinarius in München, referierte über „Die Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes“; hier wurde — gewiß eine Rarität in der Wissenschaftsgeschichte des Dritten Reiches — einmal der Einfluß römischen Kulturgutes „auf das heimische Kunsthandwerk der Nordmark“²²⁴ besprochen, in Umkehrung der sonst gemeinhin propagierten Kausalkette. Von Bedeutung waren auch die Beiträge aus der Steinzeitforschung. Der Kieler Professor Karl Gripp gab „ein anschauliches Bild der geologischen Verhältnisse, die sich während der Eiszeit vollzogen haben“²²⁵. Er kam zu dem für dogmatische Nationalsozialisten sicherlich etwas peinlichen Schluß, „daß wahre Spuren des Menschen der älteren Altsteinzeit in Norddeutschland nur ausnahmsweise zu finden sein werden“²²⁶. Der bei den Professoren wegen seiner Fachkenntnisse sehr angesehene Privatgelehrte Alfred Rust sprach über „Ahrensburg und Lyngby“ und gab einen Abriss seiner Arbeiten am Fundplatz Stellmoor, die ihn mittlerweile weltberühmt gemacht haben²²⁷. Auf das frühe Mittelalter bezog sich Herbert Jankuhns Vortrag „Die Bedeutung der Gußformen von Haithabu“, dessen wissenschaftlicher Gehalt auch heute noch Geltung hat. Eingerahmt wurde die Tagung von illustrativen „Studienfahrten“ zu vor- und frühgeschichtlichen Stätten Schleswig-Holsteins, etwa zur karolingischen Missionskirche von Schenefeld und zum Grabungsgelände Haithabu. Sogar zur Insel Sylt zog es die Tagungsteilnehmer, um dort prähistorische Denkmäler in Augenschein zu nehmen. Das Unternehmen wurde, innerhalb der Vorgeschichte jedenfalls, ein voller wissenschaftlicher Erfolg, auf den Walther Wüst sich heute mit einem gewissen Recht beruft²²⁸. Davon zeugt allein das Inhaltsverzeichnis des 1944 vom Neumünsterner Wachholtz-Verlag verlegten und von Herbert Jankuhn herausgegebenen Sammelbandes, *Bericht über die Kieler Tagung 1939*.

Als Kritik mag man heute gelten lassen, daß die Tagung nicht einen repräsentativen Querschnitt durch die Gesamttätigkeit des Vereins darstellte, wie man nach flüchtiger Kenntnisnahme des Kalenders der „Jahrestagung des ‚Ahnenerbes‘“ hätte vermuten müssen, ja daß sie selbst in der Vorgeschichte nur ihre Spitzenreiter zu Wort kommen ließ, namentlich Jankuhn, Willvonseder und Bohmers. Aber die Tatsache, daß es der Forschungsgemeinschaft gelang, einen Großteil der deutschen Prähistorie zumindest kurzfristig unter ihrem Dach zu vereinigen, darf nicht nur als empfindlicher Schlag gegen das dilettantische Haus Rosenberg gewertet werden, sondern auch als beträchtlicher objektiver Prestigeerwerb für den Verein selbst. Die Tagung war ein Gradmesser für die Wissenschaftlichkeit des „Ahnenerbes“ insofern, als sie deutlich machte, welche Disziplinen diskutabel waren und welche nicht. Die Naturwissenschaften fehlten, weil man sich ihrer im „Ahnenerbe“ schämte, aber auch die Germanenkunde war in Kiel nicht vollzählig vertreten. Pläßmann, halb Volkskundler, halb Historiker, wählte für die Tagung nicht ein Thema aus der fragwürdigen germanischen Brauchtumskunde, sondern hielt einen geschichtlichen Vortrag über Heinrich I.²²⁹ Für die Sprachkunde betrat nicht etwa der unbekanntete Detmolder Abteilungsleiter und Dialektforscher Dr. Bruno Schweizer das Podium, sondern Walther Wüst. Um zu demonstrieren, wessen er als Gelehrter von Ruf noch fähig war, bestritt er eine Vorlesung über das eng abgesteckte Forschungsthema „Altpersisch tačara, ein Beitrag zur Aufgabe ‚Wörter und Sachen‘“, die von „Wert und Ergiebigkeit seiner neuen Forschungsmethode“²³⁰ und nicht etwa, wie sonst stets bei diesem politisch so stark engagierten Mann, von ideologischen Phrasen handelte.

Großartiger noch als die Kieler Jahrestagung gedachte man, die „Salzburger Wissenschaftswochen“ aufzuziehen. Allerdings konnte sich das „Ahnenerbe“ kaum zumuten, diese Konferenz, die „vor der Öffentlichkeit des In- und Auslandes in würdiger Form die Leistungen deutscher Wissenschaft im nationalsozialistischen Reich darbieten“ sollte²³¹, in eigener Regie zu veranstalten – dazu reichte das wissenschaftliche Zeug ja nicht. So tat sich denn das „Ahnenerbe“, auf besonderen Wunsch des dem Reichsführer-SS Himmler nahestehenden Salzburger Gauleiters, SS-Brigadeführer Dr. Friedrich Rainer, mit dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Reichsstudentenführung zusammen, nicht ohne sich vorher die verstärkte Feindschaft des Amtes Rosenberg eingehandelt zu haben, das an dieser geplanten Leistungsschau deutscher Wissenschaft ebenfalls großes Interesse gezeigt hatte²³². Allein von der Assoziation mit dem Ministerium Bernhard Rusts konnte sich die Forschungsgemeinschaft einiges Prestige versprechen, von den in Verbindung mit den „Wissenschaftswochen“ abzuhaltenden traditionellen „Salzburger Festspielen“²³³ ganz zu schweigen. *Germanien* sprach deshalb auch offen von einer „neuen und fast unerhörten Anziehungskraft“ für Salzburg im In- und Ausland²³⁴ – angesichts der geringen, dem „Ahnenerbe“ zugeordneten Rolle gewiß eine leicht arrogante Formulierung.

Denn das „Ahnenerbe“ vermochte für die Tagung nur drei seiner Wissenschaftler zu stellen – wenn auch seine besten. Franz Dirlmeier wartete mit einem Vortrag über „Apollon, Gott und Erzieher des Hellenischen Adels“ auf, Jankuhn sollte über „Die politischen Kräfte des Germanentums“ sprechen, Kurator Wüst entschied sich für das Thema „Von indogermanischer Religiosität: Sinn und Sendung“²³⁵. Daß das „Ahnenerbe“ so selektiv vorging, war für den damaligen Stand seiner

Wissenschaft bezeichnend; wer sonst, außer den oben Genannten, hätte dem Verein international Ehre einlegen können, höchstens vielleicht noch Till, Altheim oder Christian.

Die Wissenschaftswochen, die am 23. August 1939 in Salzburg begannen und bis zum 2. September geplant waren, verfolgten unter anderem die Absicht, die langjährigen römisch-katholischen Bestrebungen, Salzburg wie in vergangenen Zeiten als eine Hochburg katholischen Geistes florieren zu lassen, unter dem Banner des Nationalsozialismus endgültig zunichte zu machen. Von 1622 bis 1810 hatte Salzburg eine stark vom Katholizismus geprägte Universität besessen; hernach bemühten sich Salzburger Katholiken unablässig um eine Auferstehung ihrer Hochschule. 1931 wurden die „Salzburger Hochschulwochen“ ins Leben gerufen, die, alljährlich abgehalten, das Interesse der Weltöffentlichkeit auf die katholische Sache richten sollten²³⁶. Noch 1938, kurz vor dem „Anschluß“, steckte der „Salzburger Universitätsverein“ tief in Planungen zur Neuerrichtung der Hochschule²³⁷, doch dann zertrat der Nationalsozialismus das Projekt: im Herbst 1938 leitete der deutsche Reichskommissar für die Ostmark in Wien Schritte ein, um die „Hochschulwochen“ in Zusammenarbeit mit der Geheimen Staatspolizei in Salzburg aufzulösen²³⁸. Ironischerweise knüpften also die „Salzburger Wissenschaftswochen“ an die „Hochschulwochen“ an, wenn auch mit deutlich entgegengesetztem ideologischen Vorzeichen. Als eigentliche Vorläufer ihrer „Wissenschaftswochen“ erblickten die nationalsozialistischen Kulturwarte jedoch die von 1903 bis 1931 vom nationalistisch gesinnten „Salzburger Hochschulverein“ durchgeführten Salzburger Ferienkurse²³⁹, die als „Kampfmittel“ gegen angebliche „konfessionelle pseudowissenschaftliche Bestrebungen“ der ultramontanen Intelligenz gedacht gewesen waren²⁴⁰.

So standen denn die Darbietungen dieser Konferenz von Anbeginn unter einem weltanschaulichen Affekt – für eine nach internationalen Maßstäben ausgerichtete Wissenschaft hätte diese Tatsache nicht gerade als Empfehlung dienen können. Aber als „voraussetzungslose“ Wissenschaft alten Stils wollte die neue deutsche Wissenschaft sich in Salzburg ohnehin nicht zu erkennen geben. In aller Offenheit fungierte sie als eine „politische Wissenschaft“, die, wie Walther Wüst selbst in der Festschrift schrieb, „planvoll in die geopolitische Aufgabe ihres Volkes hineingewachsen“ sei²⁴¹. Die meisten der illustren Vortragenden waren prominente Repräsentanten völkischer Denkart, die sich in Salzburg auch ausländischem Publikum gegenüber als Nationalsozialisten aufführten, selbst wenn sie ihren internationalen Gelehrtenruf vor 1933 begründet hatten. Der Münchener Historiker Karl Alexander von Müller sprach über „Das englische Weltreich und Großdeutschland im Wandel der Jahrhunderte“, der Kieler Staatsrechtler Paul Ritterbusch über „Die geschichtliche Notwendigkeit der nationalsozialistischen Weltanschauung“²⁴². Ja, sogar der SD-Professor F. A. Six hatte sich eingefunden, wenn auch erst auf des Kurators ausdrückliche Aufforderung hin²⁴³, um den Gästen Einblick in „Die Freimaurerei als geistesgeschichtliches Problem“ zu gewähren²⁴⁴. Zwischen derartigen, politisch geladenen Aussagen wirkte das Referat Dr. Karl Blessings, des Bundesbankpräsidenten der sechziger Jahre und damaligen Mitglieds des „Freundeskreises Himmeler“²⁴⁵, wie eine nationalökonomische Vorlesung: es bot Wissenswertes „Aus der Kulturgeschichte des Geldes“ dar²⁴⁶.

Bis zum 2. September zu Ende geführt wurden diese „Wissenschaftswochen“ nun freilich nicht. Denn in der Nacht zum 1. September überschritt Hitlers Wehrmacht

die polnische Grenze; die meisten der Salzburger Dozenten und viele Gäste mußten schon vorher, nach einem von den Wiener Philharmonikern eingeleiteten²⁴⁷ und äußerlich glanzvollen Auftakt der „Wochen“, „zu den Waffen eilen“, wie Reichsgeschäftsführer Sievers an seine alte Freundin Mathilde Merck zu schreiben sich gezwungen sah²⁴⁸. Die Ansprachen der Professoren Wüst und Dirlmeier wurden indessen noch im selben Jahr in Sonderdrucken des *Archiv für Religionswissenschaft* herausgebracht²⁴⁹; Jankuhn ging leer aus, aber er machte ohnehin damals gerade Anstalten, den Gelehrtenhabit gegen die blaugraue Uniform der Luftwaffe einzutauschen²⁵⁰.

Wie sieht nun die Bilanz aus? Wenn Himmler es dem „Ahnenerbe“ seit Anfang 1939 gestattet, an die Öffentlichkeit zu treten, weil die „wissenschaftliche Grundlage vorhanden“ gewesen sei²⁵¹, so drückt sich hierin der Anspruch des „Ahnenerbes“ als ernst zu nehmender gelehrter Gesellschaft aus. Dieser Anspruch wurde nicht erfüllt. Das Schrifttum hielt, mit wenigen Ausnahmen, einer kritischen Prüfung nicht stand. Die Zeitschrift *Germanien* war in jeder Beziehung ein Blatt für Laien und solche, die sich politisch für dumm verkaufen ließen. Nur die fachwissenschaftlichen Organe, die sich die Forschungsgemeinschaft im Laufe der Zeit angeeignet hatte — mittels Methoden, die einer Untersuchung noch bedürfen — konnten vor dem akademischen Richter bestehen. Die *Denkschrift* versprach in ihrer protzigen Aufmachung mehr, als sie zu halten vermochte. Die Salzburger Tagung war ein Mißerfolg: unter dem Druck der ideologischen Fragestellung konnten sich die wissenschaftlich einwandfreien Beiträge Jankuhns, Dirlmeiers und Wüsts nicht behaupten. Die Kieler Jahrestagung war eindrucksvoller — sie wurde zu zwei Dritteln von Prähistorikern bestritten, zu einem Drittel von „Volkskundlern“, die letzteren konnte man abschreiben. Dafür waren die Vorgeschichtler als einheitliche Gruppe, der es offensichtlich um Solidarität und, zu einem gewissen Grad, um akademische Freiheit ging, um so ernster zu nehmen, doch waren sie für das „Ahnenerbe“ nicht repräsentativ.

Jene wissenschaftliche Sachlichkeit, die einige Kieler Beiträge bis zu einem gewissen Grade reflektierten, zeichnete im großen und ganzen auch die Arbeit der Pflegstätte für Ausgrabungen aus. Als wichtiges Teilergebnis seiner Grabungen in Haithabu bis Herbst 1939 konnte Herbert Jankuhn, wenn auch erst während des Krieges, beispielsweise bekanntgeben, „daß die aus dem fränkischen und friesischen Gebiet importierten Waren einen ziemlich breiten Raum unter den Haithabufunden einnehmen“²⁵² — ein Indiz mehr für die heute allseits anerkannte These, daß Haithabu einer der größten internationalen Warenumschlagsplätze des frühen Mittelalters gewesen ist. Und der Leiter der Pflegstätte für Ausgrabungen, Professor Hans Schleif, berichtete im Juli 1939 von der Grabung „Kriemhildenstuhl“ bei Bad Dürkheim unter anderem, daß durch die bisherige Arbeit „mancherlei wichtige Einblicke in die Konstruktionsweise der vorgeschichtlichen Holz-Stein-Mauern“ ermöglicht würden²⁵³. Sowohl der Bericht Jankuhns als auch der von Schleif zeichnen sich durch Zurückhaltung in der Formulierung der Hypothesen und durch Abgewogenheit in der Darstellung selbst aus, beides Manifestationen wahrer Wissenschaftlichkeit.

Gleichwohl läßt sich selbst nach dieser wohlwollenden Betrachtung einiger weniger Ergebnisse des „Ahnenerbes“ nach heute geltenden Gesichtspunkten doch wieder nur der *Anspruch* auf objektive Wissenschaft erkennen. Wahre Wissenschaftlichkeit — die

Beweise selbst eines Jankuhn nicht ausgenommen – wurde bis Kriegsausbruch von den ständig steigenden politischen Prioritäten völlig überlagert. Denn selbst die objektiv wissenschaftlichen Beiträge des „Ahnenerbes“ – etwa Jankuhns Haithabuer Grabungsbericht (1943 publiziert) – galten ja nichts in sich selbst, sondern sollten, gerade durch ihre demonstrative „Sachlichkeit“, zum Ruhme der SS und zum Ausbau ihrer Weltanschauung beisteuern und wurden somit wieder Mittel zum Zweck, also Produkte einer politischen Zweckwissenschaft im weitesten Sinne. „Germanenkunde als politische Wissenschaft“ heißt es sehr treffend in einem „Ahnenerbe“-Bericht über die Kieler Tagung²⁵⁴.

Viel eklatantere Beispiele lassen sich indessen noch für politische Zweckwissenschaft im engeren Sinne anführen – Beiträge, in denen, anders als bei den vergleichsweise „objektiven“ Jankuhns, die vorgefaßte ideologisierte Meinung die Disziplin völlig korrumpierte. Otto Huth beispielsweise wartete – als Leiter für indogermanische Religionswissenschaft! – mit einem Projekt auf, das nach geltenden Maßstäben jeglicher wissenschaftlicher Objektivität ins Gesicht schlug: „Da allein durch die langjährige Tätigkeit auf einem bestimmten Gebiet die einzelnen Forscher meistens wenigstens aus einem engeren Kreis darüber Bescheid wissen, welcher Gelehrte aus ihrem Forschungsgebiet in Vergangenheit und Gegenwart jüdischer Herkunft ist, würde schon eine Umfrage im Ahnenerbe ein ziemlich reichhaltiges Ergebnis haben und wahrscheinlich das Gesamtergebnis für jeden Einzelnen wieder große Neuigkeiten enthalten“²⁵⁵. Ende März übersandte Huth dem Reichsgeschäftsführer dann eine „Liste der jüdischen und jüdisch-versippten Gelehrten“²⁵⁶. Und Hermann Löffler, Abteilungsleiter für mittlere und neuere Geschichte, ritt auf der gleichen Woge, als er im April des Jahres nachfragte, ob er nicht seine „von mir in mühevoller Arbeit zusammengestellten Juden und jüdisch-Versippten in der Geschichtswissenschaft in den letzten 70 Jahren [darunter Herzfeld, Holborn und Rothfels] mit einem kurzen verbindenden Text“ veröffentlichen dürfe²⁵⁷.

Wenn auch im Extremen, so kennzeichnen Huths und Löfflers Arbeiten doch den wahren Charakter des „Ahnenerbes“. Vom Blickwinkel der politischen Effektivität aus gesehen, stellte die Forschungsgemeinschaft Himmlers eben keine Enttäuschung dar. Bisher war sie ihrer ursprünglichen Zielsetzung einigermaßen gerecht geworden, nämlich einen eigenen Beitrag zur Ideologiebildung im Dritten Reich zu leisten, mit dem engeren Zweck einer weltanschaulichen Ausrichtung der Schutzstaffeln nach Himmlers spezifischen Vorstellungen. Dabei hatte sie sich im Laufe der Jahre als genügend wandelbar erwiesen, um sich den politischen Erfordernissen immer neu unterzuordnen. Besonders deutlich wurde dies seit 1938, mit dem Nahen des Zweiten Weltkrieges. In dem Maße, wie imperialistische Gedankengänge das Propagandagut des NS-Regimes prägten, wurde auch das Schrifttum der Himmlerschen Forschungsgemeinschaft damit durchsetzt. Diesem Entwicklungsstand gab J. O. Plafmann sinnfälligen Ausdruck²⁵⁸, als er im Juli 1939 zu Kiel an Heinrichs I. Ostpolitik erinnerte. Zur „Schaffung und Wiedergewinnung des deutschen völkischen Lebensraumes“ vor tausend Jahren beschwor er als eine aktuelle Parallele jenes politische Eroberungsprinzip, das die höchsten Führer des Regimes damals gerade auf ihren Schild geschrieben hatten, darunter nicht zuletzt Heinrich Himmler, der sich den ersten Heinrich in mehr als einer Hinsicht noch zum Vorbild nehmen sollte.